

LUPE

Das Magazin der Oberzeller Franziskanerinnen

**Verbunden-
sein**

...unter die Lupe
genommen

VERBINDUNGEN, DIE TRAGEN
Gemeinschaft, Glaube und Engagement

FREI UND VERBUNDEN
Impulse einer jungen Generation



Oberzeller
Franziskanerinnen



6-7

THEMA

4-5... **Verbundenheit braucht Freiheit:**
Sr. Philippa Haase über ihre Generation Y

6-7... **Die Vergangenheit mittragen:**
Ein gemeinsamer Weg der Aufarbeitung

10-11... **Kraftvoll verbunden:**
Aikido und franziskanische Spiritualität

12-13... **Verbindungen halten:**
25 Jahre gelebte Freundschaft und
ein Aufbruch in die Zukunft

14... **Umfrage Verbundensein:**
Schwestern, Ehrenamtliche und Mitarbeitende über
Assoziationen und gemeinsame Unternehmungen

EINRICHTUNGEN

30-32... **Untermieter im Kloster:**
Ehrenamtlich den Fledermäusen auf der Spur

33-34... **Fachbereich Frauen:**
Brigitte Keller nimmt Abschied nach 25 Jahren

35-37... **Fachakademie St. Hildegard:**
80 Jahre Bildung, Engagement
und franziskanischer Geist

38-39... **Antonia-Werr-Zentrum:**
Die Kraft der Verbundenheit
beginnt beim "Ja" zu sich selbst

40-43... **Arbeiten fürs Kloster:**
Das Archiv erzählt Geschichte

44-45... **Antoniushaus:**
Musik, die verbindet

46... **Schwestern besuchen Kindergärten:**
Projektwochen zum Thema Südafrika

47-49... **Südafrika:**
Wenn Wasser und Strom reine Glückssache sind



30-32

KURZ & KNAPP

Nachrichten ... 8-9
aus dem Kloster Oberzell und seinen Einrichtungen

GEMEINSCHAFT

Inspiriert von...Sr. Veridiana Dürr ... 15

Generalkapitel wählt neue Leitung: ... 16-20
Gemeinsam entscheiden, gemeinsam gestalten

Ein Leben für andere: ... 21
Schwestern feiern Professjubiläen

Verbunden im Glauben: ... 22-23
Schwestern erzählen, wie sie ihren Weg zu den
Oberzeller Franziskanerinnen fanden

Konvente stellen sich vor: ... 24-27
Folge 8: Konvent Heilige Familie St. Ludwig

Wir erinnern an: ... 28-29
Schwestern, die wir verabschieden mussten

IMPRESSUM

Kontaktdaten ... 51



47-49



Liebe Leser:innen!

Was schafft Verbundenheit? Für Antonia Werr war es ein Segen, dass sie im Oktober 1853 Staatsrat Freiherrn Maximilian von Pelkhoven begegnet ist. Ursprünglich war sie nach München gereist, um die verfallene Homburg bei Markt-Heidenfeld zu kaufen, die sich im Besitz des bayerischen Königs befand. Dort, auf dem Burkardusberg, wollte sie ihren katholischen Jungfrauenverein zur Resozialisierung aus der Haft entlassener Frauen gründen. Zwar scheiterte der Plan letztendlich, aber dafür hatte sie einen Verbündeten, Wohltäter, Ratgeber und Freund gefunden: „Wahrlich, nie habe ich außer Ihnen einer Seele so viel Vertrauen geschenkt; nie aber auch ist mir Jemand entgegengekommen, der so sehr mit dem, was ich denke und fühle, übereinstimmte“, gesteht sie ihm am 13. März 1854.

Die Anfänge unserer Kongregation liegen inzwischen 170 Jahre zurück. Die Verbundenheit vieler Menschen mit dem Charisma, der Spiritualität und dem Sendungsauftrag unserer Gemeinschaft besteht weiterhin. Sie helfen uns, das Erbe Antonia Werrs zu aktualisieren, zu verlebendigen und in die Zukunft weiterzutragen. Diese Sommerausgabe der LUPE bezeugt dies eindrücklich.

Zukunftsausrichtung geschieht auch alle sechs Jahre beim sogenannten Generalkapitel. Hier treffen Delegierte der gesamten Gemeinschaft wichtige Entscheidungen und wählen die neue Generalleitung. Meine Zeit in verantwortlicher Position endet nun bald. Bis zur Übergabe der Amtsgeschäfte Mitte September an Sr. Juliana Seelmann und ihre Rätinnen führe ich die Geschäfte noch weiter. Dann werde ich eine Auszeit nehmen und mich neu orientieren bzw. mit meiner Nachfolgerin klären, welche internen und/oder externen Aufgaben ich anschließend wahrnehme.

Aber keine Sorge: Die Verbundenheit mit Ihnen bleibt! Sie werden sicher weiterhin von mir hören oder lesen.

Ihre

M. Katharina Ganz

Sr. Katharina Ganz

„Halt mich nicht fest!“ Verbundenheit braucht Freiheit

Sr. Philippa Haase über ihre Generation Y, die Verbindung nach innen und außen sucht

Ich bin, wie man so schön sagt, Kind meiner Zeit. Ich bin ein Millennial oder ein Teil der Generation Y, wie die Geburtsjahrgänge zwischen 1980 und 1996 genannt werden. Wir gelten als äußerst freiheitsliebend und sehnen uns gleichzeitig nach Bindung, nach Verbindung. Vielleicht ist es daher nicht uninteressant, das Thema „Verbundenheit“ einmal aus dieser Perspektive zu betrachten.

Wir Millennials sind die ersten ‚digital Natives‘ und aufgrund des rasanten technischen Fortschritts in einer Welt von zunehmender Komplexität aufgewachsen. In einer Zeit ständigen Wandels sind wir permanent auf der Suche nach Sinn und haben nie aufgehört die Umstände, in denen wir leben, zu hinterfragen. Unser Sozialgefüge ist weltweit vernetzt. Ich habe Freund:innen, Bekannte und Kolleg:innen auf allen Kontinenten und bin mit ihnen mal mehr mal weniger intensiv verbunden.

Meine Eltern und Großeltern würden sagen, dass wir über die „neuen Medien“ kommunizieren. Für mich gehören diese zweifelsohne zum Alltag dazu, aber ich würde sie nie als „neu“ bezeichnen. Die alltägliche Kommunikation per Messengerdienst oder Videocall sowie die Arbeit im virtuellen Workspace ermöglicht uns eine globale Interaktion sowie den Aufbau und Ausbau unserer Verbindungen.

Doch wir zahlen auch einen Preis dafür: Die Erwartung einer ständigen Erreichbarkeit, die Schnelligkeit und Vielfältigkeit der Kommunikation über Sprach- und Kulturgrenzen hin-

weg, führen leider allzu oft zu oberflächlichen Kontakten, in denen die Sehnsucht nach Bindung nur selten Erfüllung findet. Stehen wir heute in Verbindung, ohne verbunden zu sein? Ist der Vorwurf zutreffend, Millennials seien beziehungsunfähig oder bindungsunfähig? Und, was braucht es eigentlich für eine gelebte Verbundenheit?

Ich glaube, um Verbindungen im Außen einzugehen, muss ich im Inneren mit mir selbst verbunden sein. Ich muss mich im positiven Sinne abgrenzen, das heißt ich muss um meine eigenen Bedürfnisse, Gefühle und Wünsche wissen und sie kommunizieren können. Nur dann kann ich wirklich bei meinem Gegenüber sein.

Denn das ist es, was für mich Verbundenheit ausmacht: Es bedeutet, beim Anderen und bei mir selbst zu sein.

Wobei das Ganze ein äußerst fragiles Unterfangen ist, denn zum einen ist es gar nicht so leicht, um seine eigenen Bedürfnisse zu wissen, sie zu spüren und sie dann auch noch kommunizieren zu können, zum anderen verschwimmen die eigenen Grenzen manchmal schnell, sie verschmelzen regelrecht mit denen des Gegenübers. Was im ersten Moment romantisch klingt, weil man bei der Vorstellung des „Verschmelzens“ vielleicht zwei Verliebte vor Augen hat, die unzertrennlich sind oder Freund:innen, die ein Herz und eine Seele zu

sein scheinen. In Wirklichkeit ist es aber oft der Beginn von toxischen und missbräuchlichen Beziehungen voller Abhängigkeit. Wahre Verbundenheit lässt hingegen die Verbindung mit dem eigenen Inneren stehen, sie gibt ihr Raum. Diesen Raum für die innere Verbundenheit einer/eines jeden Einzelnen zu wahren und ihn selbst zu betreten ist für mich die Grundlage jeder Verbundenheit.

Als franziskanische Ordensfrau will ich mein Leben dem Dienst an meinen Mitmenschen widmen und erfahre dabei, wie bereichernd Verbundenheit sein kann, wenn Menschen mir auch in kurzen Begegnungen Vertrauen entgegenbringen und ich an ihrer Seite sein darf.

Ich erfahre aber auch, wie schwer es mir manchmal fällt, gleichzeitig bei mir zu bleiben. Ich kommuniziere beinahe täglich in verschiedenen Sprachen, versuche Kulturunterschiede nicht aus dem Auge zu verlieren und verschiedene Zeitzonen unter einen Hut zu bringen, aber der Weg zu mir selbst ist oft der schwierigste. Doch es kann gelingen. Verbundenheit zeigt sich dann für mich als das Gefühl zielgerade in der Gegenwart gelandet zu sein.

Wenn ich vollkommen vertieft bin in das, was mich beschäftigt und auf alle Einzelheiten des Erlebens achte, dann

bin ich in Verbindung. Dazu muss ich mich nicht mit meinem ganzen Sein für andere Menschen oder die ‚gute Sache‘ aufopfern, wie es vielleicht manches Idealbild einer Ordensschwester voraussagt. Im Gegenteil: Ich darf es nicht. Um in diesem Beziehungsgefüge sein zu können, muss ich auch mich wichtig nehmen und die Verbindung zu mir achten und aufrechterhalten, ich darf nicht alle Energie restlos meinem Gegenüber widmen. Diese Wahrnehmung meiner Selbst hat, wenn sie in einem gesunden Maß gelebt wird, nichts mit Egoismus zu tun. Sondern sie lässt mich als Mensch, als diejenige, die ich bin, sichtbar werden.

Nur wenn ich mich selbst zeigen kann, werde ich fähig, anderen Menschen in einer Haltung der Ehrfurcht zu begegnen und kann mit ihnen verbunden sein.

Und nur dann fordert mich diese Verbundenheit mit meinem ganzen Sein heraus. Dann ist sie ‚echt‘.

Unsere Ordensgründerin Antonia Werr gab ihren Schwestern den Rat, das eigene Innere zu bewahren und immer wieder hier einzukehren. Sie wusste um diesen inneren Raum: „Wir müssen bei allen Ereignissen in unser Inneres einkehren und da selbst zu dem Herrn sagen: ‚Was, o Herr, willst du, dass ich jetzt tun soll?‘ Der Herr wird Euch [...] darüber belehren, wenn es Euch nur ernst ist, zu erforschen, was der Geist der Aufrichtigkeit und der Wahrheit jetzt von Euch verlangt.“ Dieses Innere ist auch ein Raum des Gebetes, ein Raum der Gottesbeziehung. Hierher komme ich immer wieder zurück, tanke auf, halte mein Leben und das der Anderen Gott hin. Ich gehe von hieraus in die Beziehung zu meinen Mitmenschen.

Dabei wird mir immer wieder bewusst, wie klein ich im großen Ganzen des

Lebens bin. Gleichzeitig erlebe ich in diesen gelingenden Verbindungen eine Gewissheit an einen bestimmten Ort zu gehören: An genau diesen hier; wo ich jetzt in diesem Moment stehe. Egal ob hier gerade Freude oder Schmerz, Aufruhr oder Ausgeglichenheit herrscht. Und ich erlebe, dass ich nicht allein bin. Auch wenn die Situation mir über den Kopf wächst, wenn ich meine Ohnmacht spüre, ich bin nicht allein, sondern mit Gott und meinem Gegenüber verbunden. Wir sind gemeinsam hier.

Wir alle wollen verbunden sein mit etwas, mit jemandem. Wir wollen dazu gehören. Denn das gibt Halt, Sicherheit und den nötigen Boden unter den Füßen, ohne den niemand leben kann. So geht es auch uns Millennials mit unserer Sehnsucht nach Bindung. Denn Ver-Bindung ist nicht nur etwas, an dem man sich festhalten kann, wenn das Leben ins Wanken gerät und brüchig scheint, es ist vielmehr der Lebensgrund, auf dem wir stehen. Mit anderen verbunden zu sein ist mehr als für sie da zu sein. Es bedeutet gemeinsam Schmerz und Freude zu erleben. Nebeneinander, miteinander – in Freiheit.

Genau hier kann ich als franziskanische Ordensfrau meine Berufung, als Mensch unter Menschen, leben.

Und so stellt sich oft auch meine Gottesbeziehung dar. Gott geht mit mir. Ich kann, darf und muss Ich sein, muss meinem Freiheitsbedürfnis nachgehen, meine Grenzen, Bedürfnisse und Wünsche bewahren und achten und kann mit Gott gemeinsam durch das Leben gehen. Ich darf in Verbundenheit mit Gott mein Leben gestalten.

Dies tue ich als Teil der Generation Y, als Millennial, in einem Leben in Frei-

heitsliebe und Bindungssehnsucht. Hier finde ich meinen Ort und meinen Lebenssinn. Und von hieraus kann ich ausströmen in eine globale Vernetzung, in der nicht jede Verbindung auch Verbundenheit bedeuten muss, aber kann.

Sr. Philippa Haase



Wer ist die Generation Y?

Der Buchstabe „Y“ steht sinnbildlich für das englische „Why?“ Denn das Hinterfragen von Sinn, Werten und Strukturen ist für viele prägend. Sie gelten als freiheitsliebend, bildungsorientiert und selbstbestimmt – zugleich suchen viele nach Verbindung, Sicherheit und Sinn in einer Welt, die sich stetig verändert.

Die Generationen werden wie folgt aufgeteilt: Babyboomer (1946-1964), Generation X (1965-1979), Generation Y (1980-1996) – auch als Millennials bezeichnet, Generation Z (1997-2010), Generation Alpha (ab 2011-2025).

Verbundensein beinhaltet Verantwortung: Ein gemeinsamer Weg der Aufarbeitung



Es ist ein starkes Wort: Verbundensein. Es klingt nach Nähe, Vertrauen und Zusammenhalt – ein Gefühl, das uns stärkt – auch in schweren Zeiten. Gleichzeitig beschreibt dieses Wort eine Haltung, die auch Verantwortung einschließt. Wer sich verbunden fühlt, der trägt eine gemeinsame Vergangenheit mit, teilt Licht und Schatten. Tiefe Verbundenheit zeigt sich vor allem dort, wo man bereit ist, auch schmerzhaftes Kapitel nicht zu verdrängen.

Die Oberzeller Franziskanerinnen gehen einen solchen Weg: Sie wollen Verantwortung übernehmen für das, was im Bereich ihrer Kongregation geschehen ist – auch und vor allem dann, wenn es um sexualisierte Gewalt geht. Verbundensein bedeutet für sie in diesem Zusammenhang: nicht wegsehen oder beschönigen, sondern genau hinschauen und Betroffenen zuhören.

Eine unabhängige Studie soll die Grundlage schaffen für diese Aufarbeitung. Das Zentralinstitut für Seelische Gesundheit (ZI) in Mannheim untersucht seit Februar 2025, in welchem Ausmaß sexualisierte Gewalt gegen Kinder, Jugendliche und Erwachsene im Verantwortungsbereich der Oberzeller Schwestern in der Vergangenheit vorkam und wie die Kongregation damit umgegangen ist. Die Ergebnisse dieser MKF-Studie (MKF=Missbrauch durch katholische Frauenkongregation) sollen dazu beitragen, Schutzkonzepte und Präventionsmaßnahmen zu verbessern.

Mit ihrer Vergangenheit befassen sich die Schwestern aber nicht erst seit diesem Jahr. Bereits Anfang der 2000er Jahre hatten sich rund 20 Menschen gemeldet, die in den 1950er und 60er Jahren in Kinderheimen von Oberzeller Schwestern begleitet worden sind und angehört werden wollten, unter welchen pädagogischen Methoden sie gelitten ha-

ben. Es gab über Jahre hinweg viele intensive Gespräche. Heute steht eine Glasstele im Kirchgarten als „Ort der Erinnerung und Mahnung“, welche die Schwestern im September 2011 aufgestellt haben.

In den vergangenen Jahren haben verschiedene Bistümer und einige männliche Orden Studien zu sexualisierter Gewalt in Auftrag gegeben. Inwieweit Frauen oder Ordensfrauen Täterinnen geworden sind und solche Verbrechen begangen haben, ist bisher weitgehend unerforscht. Seit Anfang 2025 gehen die Oberzeller Schwestern nun diesen weiteren wichtigen Schritt mit der unabhängigen MKF-Studie. Die Forscherinnen und Forscher des ZI werden Personalakten analysieren sowie Gespräche mit Betroffenen, Zeitzeuginnen und -zeugen führen. Dazu stehen ihnen sämtliche relevanten Unterlagen der Kongregation zur Verfügung. Datenschutz und Vertraulichkeit aller Angaben sind dabei streng geregelt.

Besonders wichtig ist der Gemeinschaft, dass sich Menschen, die betroffen sind oder waren, sicher fühlen können, wenn sie sich melden. Denn: Sie sind die wichtigsten Stimmen in dieser Untersuchung. Als Expertinnen und Experten für ihre eigenen Erfahrungen können sie beitragen, ein umfassendes Bild zu zeichnen. Ihre Perspektiven sind unverzichtbar, um Geschehenes aufzuarbeiten, Strukturen zu verstehen, Verantwortung zu übernehmen und Veränderungen zu ermöglichen. Die Schwestern wissen, wie schwer es sein kann, über erlebte Gewalt zu sprechen. Umso mehr schätzen sie den Mut und die Bereitschaft, sich mitzuteilen. Alle, die sich angesprochen fühlen – sei es als direkt Betroffene, als Angehörige, Zeitzeug:in oder ehemalige Mitarbeitende – können sich an das Forschungsteam wenden.

„Wir wollen Verantwortung übernehmen, das Leid der Betroffenen anerkennen und ihnen Gehör verschaffen“, betont Sr. Katharina Ganz. Dabei berufen sich die Schwestern auch auf ihre Gründerin Antonia Werr, die sich schon im 19. Jahrhundert für die Rechte von Mädchen und Frauen einsetzte, die Opfer sexualisierter Gewalt wurden. Diesem Auftrag fühlen sich die Schwestern und die Mitarbeitenden der Kongregation bis heute verpflichtet.

Seit ihrer Gründung waren hunderte Schwestern in 16 Kinder- und Mädchenheimen sowie Einrichtungen der Jugendhilfe tätig, überwiegend in den bayerischen Bistümern in eigener Trägerschaft oder auch in Anstellung bei anderen Träger:innen. Darüber hinaus waren sie hauptsächlich in der stationären und ambulanten Krankenpflege sowie in Kindergärten, schulischer Ausbildung, Seelsorge und Wirtschaftsführung tätig. Bislang haben die Oberzeller Franziskanerinnen von wenigen Fällen aus der Vergangenheit Kenntnis. Nun soll Licht in dieses potenzielle Dunkel der Vergangenheit kommen. Deshalb formulieren sie einen klaren Aufruf: Wer selbst betroffen ist oder war, von Übergriffen gehört hat oder über den Umgang der Kongregation mit solchen Vorkommnissen berichten kann, melde sich bitte beim Zentralinstitut für seelische Gesundheit in Mannheim.

Verbundensein ist nicht immer einfach. Es braucht Mut, Ehrlichkeit und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Aber gerade in der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte kann eine neue Form von Verbundensein wachsen – eine, die auf Vertrauen gründet. Die Oberzeller Franziskanerinnen hoffen, dass aus diesem Prozess

neue Stärke entsteht. Für die Gemeinschaft und für alle, die hinschauen – besonders aber für die Betroffenen.

Ausführliche Infos zur Studie mit Video-statements und Antworten auf häufige Fragen im Internet unter:

www.oberzell.de/aufarbeitung



Kontakt für Betroffene sowie Zeitzeuginnen und -zeugen

Menschen, die bereit sind, ihre Erfahrungen zu teilen, können sich an das ZI in Mannheim wenden:

Dr. Andreas Hoell, E-Mail: andreas.hoell@zi-mannheim.de oder telefonisch unter 0621 1703-6402,
Leonie Scharmann, E-Mail: leonie.scharmann@zi-mannheim.de

Sie möchten sich lieber anonym melden?

Wenn Sie sich lieber anonym mit ihren Erfahrungen melden möchten, können Sie dies gerne über ein Online-Formular auf der Homepage des Zentralinstituts für seelische Gesundheit (ZI) tun. Ihnen steht frei, ob Sie Ihre Daten für eine Kontaktaufnahme angeben möchten. Sie finden das Online-Formular für anonyme Meldungen unter: www.zi-mannheim.de/mkf-studie

*„Ich habe viel, sehr viel zu überwinden.
Aber ich habe Mut, viel Mut;
denn ich kämpfe für die Wahrheit.“*

Antonia Werr



Kurz & Knapp

Eine Arztpraxis auf dem Klostergelände



Seit 1. April gehört eine Arztpraxis offiziell zum Kloster Oberzell. Die Fachärzte Christoph Habermeyer und Dr. Kilian Fuchs schließen damit eine wichtige Versorgungslücke in Zell. Bei einem ersten Austausch nutzten Schwestern und Mitarbeitende die Gelegenheit, die neuen Praxisräume im Portierbau zu besichtigen und mit den Ärzten und der Praxismanagerin ins Gespräch zu kommen. Neben der hausärztlichen Versorgung bietet das Praxishaus auch Räume für Psychotherapie und Naturheilkunde. Es gibt direkt vor dem Portierbau einen Parkplatz mit acht Stellplätzen für die Patient:innen und weitere am großen Parkplatz unterhalb des Klosters sowie einen barrierefreien Zugang. Wir freuen uns, dass medizinische Betreuung und klösterliche Spiritualität hier so wunderbar zusammenfinden.

Sonderstempel trifft Klostergeschichte

Zum 170-jährigen Bestehen der Oberzeller Franziskanerinnen hat der Würzburger Briefmarkenverein einen Sonderstempel mit dem Porträt von Antonia Werr entworfen. Präsentiert wurde der Stempel am 4. Mai bei der Briefmarkenbörse – gültig war er nur an diesem Tag. Passend dazu gestaltete der Verein Briefumschläge, die mit dem Sonderstempel versehen und zum Selbstkostenpreis angeboten wurden. Begleitend zeigte der Verein historische Briefe und Belege mit Bezug zum Kloster Oberzell – darunter auch einen Umschlag aus dem Jahr 1858. Mit der Aktion würdigte der Verein das Wirken der Ordensgründerin auf ungewöhnliche Weise – und machte deutlich, wie lebendig Philatelie Geschichte erzählen kann.



Stephanie Kraus ist neue Leiterin des Antoniushauses

Mit Stephanie Kraus hat das Pflege- und Altenheim der Oberzeller Franziskanerinnen seit Beginn des Jahres eine neue Leitung. Die ausgebildete Fachwirtin in Gesundheit und Sozialwesen hat Freude an der Arbeit für und mit älteren Menschen. Ihr ist ein menschlicher Umgang mit Bewohnerinnen und Mitarbeitenden sehr wichtig, was sie auch im Antoniushaus weiterhin umsetzen möchte.



Gemeinsam Pilger:innen der Hoffnung sein

Ordensgemeinschaften im Bistum Würzburg haben gemeinsam eingeladen, Pilgernde der Hoffnung zu sein – unterwegs zwischen Klöstern, im Gespräch mit Gott und miteinander. Von April bis September findet jeden Monat ein Pilgertag statt – begleitet von Ordensleuten, offen für alle, die sich nach Ruhe, Sinn, Begegnung oder auch neuer Ausrichtung sehnen. Den Auftakt haben die Oberzeller Franziskanerinnen gestaltet: am Ostermontag führte der Pilgertag vom Kloster Oberzell zu den Franziskaner-Minoriten in der Würzburger Innenstadt. Begleitet von der Emmausgeschichte und Impulsen von Sr. Katharina Ganz wurde der Weg selbst zum Ort der Begegnung.



Vergessenes Wandbild neu entdeckt

Anlässlich des Jubiläums „800 Jahre Sonnengesang“ begab sich Sr. Margit Herold auf Spurensuche: Sie hatte ein Wandgemälde zum Sonnengesang in ihrer alten Schule in Schwanfeld in Erinnerung, in der Schule selbst war es aber in Vergessenheit geraten und konnte auch keinem Künstler zugeordnet werden. Nach intensiver Recherche steht fest: Das Werk stammt vom fränkischen Künstler Willi Götz. Dank Sr. Margits guter Erinnerung erhält das Gemälde neue Aufmerksamkeit.

800 Jahre Sonnengesang: Jeder Moment ist wertvoll

Br. Niklaus Kuster vom Kapuzinerkloster Rapperswil am Zürichsee präsentierte bei seinem Vortrag im März eine faszinierende Reise in die Entstehung des Sonnengesangs. Franz von Assisi schrieb dieses Lied voller Licht und Dankbarkeit kurz vor seinem Tod, als sein eigenes Leben von Krankheit gezeichnet war. Der Sonnengesang war seine Befreiung aus der Dunkelheit. Was wir von ihm lernen können? Am Ende seines Lebens kann jeder Mensch noch einmal eine Entscheidung treffen. Ein JA zu Gott, ein JA zum Leben. Und wenn wir dieses JA sprechen, dann – so Br. Niklaus – können wir beim großen Fest Gottes jedem Menschen wieder begegnen, der uns auf unserem Weg begleitet hat. Eine bewegende Sichtweise, die uns daran erinnert, wie wertvoll jeder Moment und jeder Mensch ist.



Kraftvoll verbunden: Aikido und franziskanische Spiritualität

Was haben franziskanische Spiritualität und japanische Kampfkunst gemeinsam? Für die Franziskanerin, Traumapädagogin und Exerzitienbegleiterin Sr. Beatrix Barth verbinden sich beide Wege zu einer inneren Haltung des Respekts, der Achtsamkeit – und des tiefen Verbundenseins. In Aikido und Schwertübungen findet sie Erdung, Präsenz und Kraft – und teilt diese Erfahrung in Kursen im Tagungshaus Klara mit anderen.

Du bist Franziskanerin und Du machst Aikido. Wie ist das gekommen? Und wie passt das für Dich zusammen?

An der franziskanischen Spiritualität faszinierte mich schon

immer das Wertschätzende und Respektvolle, die Bodenständigkeit und die Verbindung von Seele, Geist und Körper. Leonardo Boff bringt diese Aspekte für mich auf den Punkt mit dem Titel seiner Biografie über Franziskus von Assisi: „Zärtlichkeit und Kraft“. Zugleich spürte ich als damals 30-Jährige, dass ich zu sehr im Kopf und Oberkörper war und ich eine Erdung, einen Bezug zu meiner Leibmitte brauchte. So suchte ich für mich dafür einen körperlichen Ausdruck und Übungsweg. Ein fließender Atem mit sanften Bewegungen, mit lockeren Knien, entspannten Muskeln... dazu Wachheit bis in die Fußsohlen – das war für mich ein Anfang. Doch ich brauchte noch etwas Dynamischeres. Es

ist für mich bis heute ein Geschenk, dass ich das in Aikido gefunden habe. Aikido bedeutet „der Weg der Kraft in Harmonie“.

Du hast als Lehrerin im Antonia-Werr-Zentrum mit ‚gefallenen und verhaltensauffälligen‘ Mädchen bzw. ‚Expertinnen in schwierigen Lebenssituationen‘ gearbeitet. Wie hat Dir Aikido dabei geholfen?

In meiner beruflichen Tätigkeit als Lehrerin und Traumapädagogin an einer Schule mit dem emotional-sozialen Förderschwerpunkt innerhalb unserer heilpädagogisch-therapeutischen Jugendhilfeeinrichtung, dem Antonia-Werr-Zentrum, war ich etwa 20 Jahre für die pubertierenden Mädchen und jungen Frauen Projektionsfläche, speziell mit ihren Traumatisierungen. An mir nahm ich wahr, dass ich ihren Ärger und ihre Wut, ihre Aggressionen und Enttäuschungen, ihre depressive Stimmung und Suizidalität teils in meinem Körper und Geist mittrug. Um zu mir zu finden, handlungsfähig und emphatisch-wertschätzend zu bleiben, hatte ich den starken Wunsch, all das Schwere abzustreifen, Erstarrtes loszuwerden. Das fand ich im Aikido-Training.

Was ist es konkret am Aikido, das Dir hilft, mit all dem umzugehen?

Jede Angriffsform verlangt meine volle Wachheit und Achtsamkeit für meinen Körper und dem der Anderen, verlangt meine Klarheit und Entschiedenheit in den Bewegungen. Uke, der Gegnerin, begegne ich respektvoll: Jede Übungssequenz beginnt und endet mit einer Verneigung mit Blickkontakt. Jede Dehnung achtet auf die Schmerzgrenze des Anderen. Jeder Wurf wird individuell angepasst. Kontakt ist im Aikido ein zentrales Element: Mich auf die unterschiedlichen Gegner und ihre je eigenen Bewegungsdynamiken individuell einstellen. Wo greife ich, greift er/sie an? Wie bleibe ich im Kontakt? Wie nehme ich die Energie auf, wie führe ich sie weiter, wie lenke ich sie um?

Welche Rolle spielt dabei das eigene Körpergefühl?

Zentral ist für mich die Frage: Wie nutze ich die mir entgegenkommende Energie ohne großen Kraftaufwand, allein aus meinem Stand, aus meinem Zentrum heraus mit einer geschickten Technik? Zum Beispiel mit der Hebelwirkung, dem Klein- oder Großmachen, mit der Atemtechnik ... Aikido „tun“ bewirkt in mir Dankbarkeit, schenkt meiner Seele Leichtigkeit, ich bin ganz lebendig, präsent und weich, ich empfinde mich als In-mir-ruhend und klar. Im Alltag kann ich an meine „Aikido-Kraft“ andocken, mich daran innerlich aufrichten und ausatmen. Das hilft mir in herausfordernden Situationen „geschmeidig“ zu bleiben, klar und entschieden zu sein, mich wertschätzend und ruhig zu verhalten.

Kampf mit dem Schwert – was kann man sich darunter vorstellen? Und was bedeutet das spirituell?

Die Schwertübungen im Aikido schulen Achtsamkeit, das Gespür für den rechten Moment, Standfestigkeit und die

Fähigkeit zum Zurücktreten. Es geht darum, Kraft und Orientierung zu finden – um sich zu öffnen und zu schneiden, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn: um Entscheidungen zu treffen. Harmonie, Rhythmus, Energiefluss, Kontakthalten, sich ordnen und Freiheit erfahren – all das sind zentrale Elemente. Wichtig ist dabei die Wahrnehmung des eigenen Körpers: Was löst eine Bewegung aus? Wie fühlt sich das weite Öffnen an – und wie das Schneiden?

Was hat das mit unserem Leben außerhalb des Trainings zu tun?

Die harmonischen Bewegungen zwischen Rhythmus und Atmen können symbolisch für Lebens- und Entscheidungsprozesse stehen. Vor dem „Schnitt“, vor der Entscheidung, steht oft ein Moment des Innehaltens, ein weites Öffnen – Ignatius von Loyola würde von „Indifferenz“ sprechen. Auch die einfachen und rituellen Schwert-Katas können symbolisch für die Thematiken des eigenen Lebens stehen. Wie entschieden und kraftvoll ist mein Schnitt mit dem Schwert? Behalte ich meinen Stand und meine Stabilität? Worin entdecke ich Parallelen dieser Dynamik in meinem Alltag und Leben? Und nicht zuletzt: Welche Rolle spielt das In-Kontakt-Bleiben, gerade in Momenten der Abwehr oder Verteidigung?

Du bietest Aikido-Exerzitien an. Welche Erfahrungen hast Du dabei gemacht?

Die Schwertübungen helfen den Menschen in ihrem Exerzitienweg. Der Stand, der Atem, die Bewegungen, die geistigen Einstellungen unterstützen den Weg der Seele. Manche „Probleme“ kommen für einige deutlicher zu Tage, werden „begreifbarer“. Teilnehmende äußern, dass die Übungen ihnen einen Spiegel vor Augen halten, und sie sensibler für die eigenen Bedürfnisse werden. Die Körper- und Schwertübungen helfen, sich in der Balance zu fühlen und den eigenen Stand zu festigen. Manches gerät in Fluss, die Dynamik der Schwertbewegungen lässt innere Themen „fließen“. Wenn Augen leuchten, wenn Menschen sich zunehmend aufrichten, wenn Gedanken sich „frei machen“, dann bin ich dankbar für diese heilsamen Erfahrungen, die Menschen in diesen Aikido-Exerzitien machen dürfen. Dass sie zu einem Weg mit größerer innerer Freiheit und Würde (zurück)gefunden haben. Ignatius von Loyola legt in den „Geistlichen Übungen“ (Exerzitienbuch) großen Wert auf körperliche Haltungen und Bewegungen, zum Beispiel „stehend wie eine Waage“, „knien oder sitzend je nach der größeren Einstellung“. Seelische Fehlhaltungen können durch die richtige Körperhaltung beeinflusst und verändert werden – das kann heilsame Wirkung haben.

Dieses Interview erschien ursprünglich auf feinschwarz.net und darf hier dankenswerterweise erneut veröffentlicht werden. Das theologische Feuilleton feinschwarz.net analysiert Themen der Zeit aus theologischer Perspektive.

Die nächsten Aikido-Exerzitien finden vom 30.7. bis 3.8.2025 statt. Weitere Infos: www.hausklara.de

Verbundensein im Oberzeller Kreis

25 Jahre gelebte Freundschaft im Antonia-Werr-Kreis – und ein Aufbruch in die Zukunft

Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit sich die ersten Frauen im Kloster Oberzell dem damals neu gegründeten Antonia-Werr-Kreis anschlossen. Für sie war es im Jahr 2000 ein bedeutsamer Schritt: Erstmals gab es einen offiziellen „Status“ der Zugehörigkeit für Menschen, die sich mit der Spiritualität der Oberzeller Franziskanerinnen verbunden fühlten.

25 Jahre später blicken Mitglieder wie Schwestern auf eine bewegte und erfüllte gemeinsame Geschichte zurück. Und sie schlagen zugleich ein neues Kapitel auf: Im Dezember 2024 wurde mit dem Oberzeller Kreis ein neuer Freundeskreis ins Leben gerufen, der die Impulse des Antonia-Werr-Kreises aufnimmt und weiterentwickelt. Dabei wird der Antonia-Werr-Kreis keinesfalls abgelöst, er besteht weiter – und ist wichtiger und fester Bestandteil des neuen Oberzeller Kreises.

Der Antonia-Werr-Kreis war von Anfang an mehr als ein Freundeskreis: Er ist Ausdruck einer Haltung, die Franziskus, Klara und Antonia Werr in die Welt getragen haben. Den Frauen war und ist es wichtig, im eigenen Alltag die Werte der Gemeinschaft zu leben – im Beruf, in der Familie, in Kirche und Gesellschaft. Sie kamen und kommen regelmäßig zu monatlichen Treffen zusammen, feiern besondere Feste mit, gestalten spirituelle Angebote, nehmen an Exerzitien teil und bringen sich bei Veranstaltungen des Klosters tatkräftig ein.

Viele Veranstaltungen greifen Themen der Ordensgemeinschaft auf – etwa den Sendungsauftrag, Frauen in Not zu unterstützen, oder die franziskanisch inspirierte Lebensweise. Besonders wichtig sind den Mitgliedern die Begegnungen mit den Schwestern. Sie erleben den Austausch als Bereicherung.

Begegnungstag zum Jubiläum

Sein 25-jähriges Bestehen feierte der Antonia-Werr-Kreis am 30. April mit einem besonderen Begegnungstag. Gemeinsam mit vielen Schwestern und Mitgliedern des neuen Oberzeller Kreises waren die Frauen einen Tag lang unterwegs: Vormittags gab es einen kleinen Festakt mit Rückblick, später wanderten die Oberzeller Freund:innen am Main entlang, fuhren mit dem Schiff nach Würzburg, wo es eine spannende Stadtführung zu „bedeutenden Frauen Würzburgs“ gab und ließen den Abend bei Bratwurst, Salaten und guten Gesprächen im Klostergarten ausklingen. Es war ein Tag voller Begegnungen.

Dabei blickten die Mitglieder des Antonia-Werr-Kreises nicht nur zurück, sondern auch nach vorn. Im Rahmen des Transformationsprozesses der Kongregation entstand die Idee, den Kreis zu erweitern – und so die Verbundenheit mit der Ordensgemeinschaft auf eine breitere Basis zu stellen.

Am Geburtstag von Antonia Werr, dem 14. Dezember 2024, wurde der Oberzeller Kreis feierlich gegründet. Er richtet sich an alle, die den Schwestern verbunden sind, die Spiritualität der Gemeinschaft schätzen oder sich ehrenamtlich engagieren möchten. Ziel ist es, Gleichgesinnte zu vernetzen, Initiativen zu bündeln und neue Impulse für das gemeinsame Engagement zu setzen. Schon am Abend der Gründung meldeten sich erste Interessierte an.

Mit der Gründung des Oberzeller Kreises weitet sich der Blick – ohne, dass das Gewachsene verloren geht. Der Antonia-Werr-Kreis bleibt bestehen, viele seiner Impulse sind in die Konzeption des neuen Freundeskreises eingeflossen. Gemeinsam wollen die Frauen und Männer beider Kreise dazu beitragen, dass der Geist Antonia Werrs weiterlebt – im Alltag, im Engagement und in der Verbundenheit mit den Schwestern.

Werden auch Sie Teil des Oberzeller Kreises!

Wir freuen uns auf neue Freundinnen und Freunde, einfach das Formular ausfüllen und per Post oder E-Mail (Abfotografieren, Scannen) an den Oberzeller Kreis schicken:
Oberzeller Kreis, Kloster Oberzell 1, 97299 Zell a. Main, verbunden@oberzell.de

Weitere Infos:
www.oberzell.de/oberzeller-kreis



Beitrittserklärung zum Oberzeller Kreis

O JA, ich will Mitglied im Oberzeller Kreis werden.

Zudem möchte ich... (Wunsch bitte ankreuzen):

- ☐ mich gerne ehrenamtlich engagieren. Für konkrete Aktionen oder Hilfestellungen können Sie mich gerne unverbindlich anfragen.
- ☐ regelmäßig über Aktivitäten des Oberzeller Kreises per E-Mail informiert werden.

Vor- und Nachname: _____
Straße: _____
PLZ, Wohnort: _____
E-Mail-Adresse: _____
Telefon/Mobil: _____
Geburtsdatum: _____

Meine Daten werden ausschließlich für die Verwendung im Kloster Oberzell genutzt. Die Datenverarbeitung ist für den Austausch erforderlich und beruht auf der Kirchlichen Datenschutzregelung der Ordensgemeinschaft päpstlichen Rechts (KDR-OG). Eine Weitergabe der Daten an Dritte findet nicht statt. (siehe www.oberzell.de/datenschutzerklaerung)

Ort, Datum _____ Unterschrift _____





LUPE-Umfrage: Verbundensein

Passend zum Thema haben wir Schwestern, Ehrenamtliche und Mitarbeiter:innen gefragt: „Was verbindest Du mit dem Kloster Oberzell?“ und „Was unternimmst Du gerne mit anderen zusammen?“



Waldemar Schneider
Ehrenamtlicher

Ich habe im Kloster Oberzell meine **zweite kirchliche Heimat** neben der Pfarrkirche in Zell. Seit 1978 ministriere ich in der Klosterkirche St. Michael, bin Lektor, Kommunionhelfer und unterstütze Sr. Margot beim Sakristeidienst.

Mir gibt es viel, wenn ich mich mit anderen **gemeinsam für eine gute Sache einsetze** und wir durch Aktionen und Arbeitseinsätze etwas auf die Beine stellen.



Sr. Norbertine Rütth
Konvent Mutterhaus

Ich habe im Kloster Oberzell alles gefunden, was ich als junges Mädchen gesucht hatte. Ich durfte gemäß **meiner Fähigkeiten Schneiderin und Erzieherin lernen**, wurde immer gefördert, durfte mit jungen Menschen arbeiten.

Ich bin früher gerne mit anderen gewandert. Jetzt bin ich 84 Jahre alt, da mache ich eher Spaziergänge. Generell habe ich immer gerne mit **anderen zusammengearbeitet**.



Sr. Assumpta Hadebe
Konvent Portiunkula in Mbongolwane

Ich fühle mich mit dem Kloster Oberzell als **Wirkungsort unserer Gründerin Antonia Werr sehr verbunden**. Das Charisma und die Spiritualität geben mir jeden Tag Mut und Kraft für den Alltag.

Ich **bete und kommuniziere sehr gerne** mit meinen Mitschwestern. Ansonsten spiele ich gerne das Kartenspiel Canasta und "Netball" mit den Kindern im Kinderheim St. Joseph in Mbongolwane.



Katharina Mantel
Leitung Kräutergarten

Kloster Oberzell bedeutet für mich Gemeinschaft leben und erleben – immer wieder aufs Neue. Gerne erzähle ich bei den Führungen vom **Engagement der Ordensgemeinschaft für Frauen und Mädchen in Not, für mehr Rechte der Frauen in der Kirche und die Wertschätzung der Natur**.

Nach einer ereignisreichen Woche durchstreife ich gerne **mit vertrauten Menschen die Natur**.



Mario Hanika
Leitung Immobilien

Im Kloster Oberzell habe ich **eine sinnvolle Aufgabe** in einer einzigartigen Umgebung.

Seit meinem Studium vor 25 Jahren treffe ich mich regelmäßig mit meinen ehemaligen Kommilitonen in Bamberg. Dort **genießen wir das fränkische Flair** und natürlich das tolle Bier. Mit Freunden aus Würzburg unternehme ich mehrtägige Fahrradtouren, die uns bereits viele tolle Erlebnisse geschenkt haben.



Sr. Reingard Memmel
Konvent Mutterhaus

Für mich ist das Kloster Oberzell der **zentrale Ort der Gemeinschaft**. Hier bin ich zur Haushaltsschule gegangen, habe später selber dort unterrichtet und lebe nun auch hier.

Ich bin sehr gerne im **Heilkräutergarten und arbeite dort mit anderen zusammen**. Es ist ein gemeinschaftlich geführter Garten, in dem viele Ehrenamtliche mithelfen.



Inspiriert von ... Sr. Veridiana Dürr

.....
Eine Schwester erzählt



Lieblingszitat

*„Bleibt in mir, dann bleib ich in Euch.“
(Johannes-Evangelium)*

Steckbrief

Geboren: 24.2.1939 in Freischweibach (Lkr. Amberg-Weizbach)
Erstprofess: 5.5.1963
Werdegang: aufgewachsen mit neun Geschwistern; mit 14 Jahren für ein Jahr in der Klosterschule in Oberzell, danach Mittlere Reife bei den Ursulinen in Würzburg; 1956-1960 Ausbildung zur Lehrerin für Handarbeit, Hauswirtschaft und Religion an der Fachschule St. Hildegard; 1961-1963 Noviziat; 1963 Erstprofess; 1963-1968 Studium am Berufspädagogischen Institut in München, danach Referendariat in Würzburg; 1968-1973 Lehrerin im Mädchenheim Oberzell; 1974-1989 je zur Hälfte Lehrerin im Josefsheim (Zellerau) und in St. Ludwig; ab 1989 Generalrätin; 2001-2013 Generaloberin der Kongregation, danach Auszeit im Heiligen Land; 2014-2024 Oberin im Konvent Nazareth; seit Ende 2024 im Konvent Padua im Antoniushaus.

Meine Gedanken zum Thema Verbundensein...

„Verbunden sein bedeutet für mich Beziehung: Beziehung zu Gott, den Mitschwestern, zur Familie sowie zu den Menschen in meinem Wirkungsumfeld. Ich halte gerne Kontakt, das ist mir sehr wichtig. So möchte ich in Verbindung bleiben und Freundschaften pflegen. Außerdem fühle ich mich mit der Schöpfung eng verbunden, nehme diese bewusst wahr und freue mich an ihr.“

Meine Kraftspender sind...

„Stille, Gebet und Bibel lesen.
Jeden Morgen bete ich und meditiere etwa 30 Minuten in Stille.“

Was verbindest Du mit dem Kloster...

„Das Kloster Oberzell ist für mich Heimat. Als ich in jungen Jahren zum ersten Mal mit meiner Mutter hierher kam, habe ich mich sofort wohl gefühlt.“

Mein Lieblingssessen...

„Ich esse gerne Bohnensuppe mit Gemüse und Kartoffeln. Am Besten hat mir dieses Gericht bei meiner Mutter geschmeckt.“

Was mich das Leben gelehrt hat...

„Dankbar zu sein für alles Positive und Schöne, Vertrauen zu haben, dass es gut wird und, dass es immer weiter geht.“

Hobbies...

„Lesen, Briefe schreiben, Schwimmen.“

Gemeinsam entscheiden, gemeinsam gestalten

Delegierte aus Südafrika, den USA und Deutschland trafen sich im Mai und Juni 2025, um zu beraten, zu wählen und Perspektiven für die Zukunft zu entwerfen. Inmitten dieser intensiven Tage wurde Sr. Juliana Seelmann zur künftigen Generaloberin gewählt. Mit ihr werden Sr. Beatrix Barth, Sr. Rut Gerlach und Sr. Teresa Weimert die neue Generalleitung bilden.



Die Beteiligten des Generalkapitels 2025: Neben den delegierten Oberzeller Schwestern unterstützten Verwaltungsleiter und Ökonom sowie Missionsprokuratorin, Moderator:innen, Übersetzer:innen und Protokollant:innen die Gemeinschaft bei dieser wichtigen Versammlung.

Singabahambi Bethemba

Geschöpflich – hellhörig – liebevoll

live and love with all your heart as part of creation

Unter diesem Leitwort stand das Generalkapitel 2025 der Oberzeller Franziskanerinnen. In den drei Sprachen Zulu, Deutsch und Englisch drückt es aus, was die internationale Gemeinschaft miteinander verbindet: der gemeinsame Glaube, das Teilen einer Sendung und die Suche nach neuen Wegen. „Singabahambi Bethemba“ ist Zulu für „Pilgerinnen der Hoffnung“ und knüpft an das diesjährige Motto des Heiligen Jahres der Weltkirche an. „Geschöpflich, hellhörig, liebevoll“ benennt die drei evangelischen Räte Armut, Gehorsam und ehelose Keuschheit. Und die englischsprachige Ergänzung („lebe und liebe mit ganzem Herzen als Teil der Schöpfung“) stellt eine Verbindung zum Sonnengesang des Hl. Franziskus her.

In einer Zeit globaler Krisen und gesellschaftlicher Spannungen entfaltet das Motto eine besondere Kraft: Es lädt ein, sich als Teil der Schöpfung zu begreifen, Hoffnung zu teilen und miteinander auf dem Weg zu bleiben.

Mit einem feierlichen Gottesdienst in der Klosterkirche begann das Generalkapitel am 25. Mai. Begleitet von zahlreichen Schwestern, Mitarbeitenden, Ehrenamtlichen und Freund:innen der Gemeinschaft feierten die Delegierten den Auftakt zu einer Zeit des Hörens, Beratens und Entscheidens, es war ein stimmungsvolles Zeichen gelebter Verbundenheit. Hausgeistlicher Achim Wenzel beschrieb die Ordensgründerin Antonia Werr in seiner Predigt als eine Frau, die mit Mut und Glauben neue Wege eröffnete. Das sei auch der Auftrag der Oberzeller Franziskanerinnen heute, so Wenzel: „Würde achten, Frauen eine Stimme geben, zum Neubeginn ermutigen – führen Sie ihn auf neue und kreative Weise weiter!“



Abschied mit Dank – und ein neuer Anfang

Ein zentrale Aufgabe des Kapitels ist die Wahl der Generalleitung. Sr. Katharina Ganz hatte frühzeitig angekündigt, nicht erneut für das Amt der Generaloberin zu kandidieren – eine Entscheidung, die im Einklang mit den Konstitutionen der Gemeinschaft steht, die in der Regel zwei Amtszeiten vorsehen. Zwölf Jahre lang hat sie die Kongregation geführt – mit wachem Blick für gesellschaftliche Entwicklungen und unermüdlichem Engagement zugunsten von Frauen. Ihr Führungsstil, ihr Mut zur Veränderung und ihr theologisches Profil haben viele inspiriert – innerhalb und außerhalb der Gemeinschaft.

Zur künftigen Generaloberin wählten die Delegierten am 12. Juni Sr. Juliana Seelmann (42). Vikarin und damit Stellvertreterin wird Sr. Beatrix Barth (50). Dem neuen Generalrat gehören

außerdem die Schwestern Rut Gerlach (61) und Teresa Weimert (68) an. In ihrer ersten Ansprache in der Klosterkirche vor versammelten Schwestern, Mitarbeitenden und Freund:innen der Kongregation sagte Sr. Juliana zu, ihre Gaben in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen.

In ihrer Arbeit in der Gemeinschaftsunterkunft für Geflüchtete habe sie den Sendungsauftrag noch tiefer verstanden: „Für mich ist unser Auftrag, Menschen spüren zu lassen, dass sie einmalig und wertvoll sind, eine Würde haben und Ansehen, wie viel auch immer in ihrem Leben zu Bruch gegangen ist.“ Dabei sei jede einzelne Person wichtig, betonte sie – und rief dazu auf, diesen Auftrag gemeinsam mit Leben zu füllen: „hoffend, pilgernd und geschöpflich unterwegs, offen für leise Zwischentöne und liebevolle Begegnungen“.

Patenschwestern für die Einrichtungen

Nach der ersten Phase mit Rückblick und Entlastung der bisherigen Leitung ging das Kapitel im Juni in seine zweite Runde. Die Delegierten diskutierten über inhaltliche Fragen, die die Zukunft der Gemeinschaft betreffen. Dabei wurde spürbar, was die Gemeinschaft bewegt und wohin sie sich ausrichten will. Die gefassten Beschlüsse und Empfehlungen geben eine Richtung vor, die nun gemeinsam weitergedacht und mit Leben gefüllt werden kann.

Bereits im Vorfeld waren die Kapitularen über die Situation in den Einrichtungen der Kongregation informiert worden. Die Leitungen berichteten offen über Herausforderungen wie Fachkräftemangel und finanzielle Eng-

pässe. Gleichzeitig machten sie deutlich, wie sehr der Sendungsauftrag Motivation und Halt im Alltag schenkt. Weil nur noch wenige Schwestern in den Einrichtungen mitarbeiten können, wächst der Wunsch nach regelmäßigen Kontakten.

Als Antwort darauf beschloss das Generalkapitel, ein Patinnenamt für die Einrichtungen einzuführen. Die Patin begleitet Mitarbeitende und Bewohner:innen, so kann sie zum Beispiel zu Festen eingeladen werden. Die Schwestern wollen so eine neue Form der Präsenz schaffen, gerade dort, wo keine Schwestern mehr direkt mitarbeiten können.

Wo es personell möglich und sinnvoll erscheint, soll die Generalleitung zudem darauf achten, Konvente in unmittelbarer Nachbarschaft zu Einrichtungen wie St. Ludwig, dem Wohnverbund Berscheba in Würzburg, der Kindertagesstätte in Mbongolwane oder der Schule in Eshowe zu erhalten oder wieder zu ermöglichen.

Intensiver Kontakt mit Südafrika und den USA

Auch der Austausch innerhalb der Gemeinschaft, zwischen Generationen und über Ländergrenzen hinweg, wurde als zentrales Anliegen benannt. Besonders wünschenswert wäre ein intensiverer Kontakt mit Südafrika – etwa zwischen Schülerinnen der Von-Pelkhoven-Schule und der Holy Childhood School oder zwischen Schwestern in allen drei Ländern. Da persönliche Begegnungen mit großem Aufwand verbunden sind, empfiehlt das Kapitel, digitale Formate verstärkt zu nutzen.



Ein weiterer Punkt war die von der Kongregation angestoßene unabhängige Studie zu sexualisierter Gewalt im Ordenskonnex. Die bisherigen Erkenntnisse sowie das Wissen um die Notwendigkeit der Prävention ermutigen die Gemeinschaft, dieses Thema sensibel und bedarfsorientiert weiterzuentwickeln – auch über sexualisierte Gewalt hinaus, etwa im Blick auf spirituellen oder Machtmissbrauch.

In Sachen Schöpfungsverantwortung und Nachhaltigkeit wurde die seit dem Generalkapitel 2013 geleistete Arbeit gewürdigt. Der eingeschlagene Weg zur CO₂-Neutralität wird auf die gesamte Kongregation ausgeweitet. Zudem soll die Biodiversität auf den kloster-eigenen Flächen erhöht werden.

Schließlich hat sich das Generalkapitel noch einmal deutlich für Menschenwürde und Gerechtigkeit positioniert. Wie Antonia Werr in ihrer Zeit, so sehen die Schwestern auch heute mit Sorge, dass die Würde vieler Menschen gefährdet ist, seien es Queere, Geflüchtete, Menschen mit Behinderung oder



Kurz nach der Wahl (von links): Sr. Teresa Weimert, Sr. Rut Gerlach, Sr. Juliana Seelmann, Sr. Beatrix Barth

alle, die von Rassismus betroffen sind. Auch die Gefährdung demokratischer Grundwerte, die zunehmende Isolation alter und einsamer Menschen sowie die anhaltende Diskriminierung im kirchlichen Kontext – beispielsweise gegenüber Frauen und queeren Menschen – bewegt die Gemeinschaft.

Zugleich sieht sie es als ihre Aufgabe, in Kirche und Gesellschaft deutlich Stellung zu beziehen: für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung. „In dieser franziskani-

schen und ökumenischen Tradition stehen wir in Solidarität an der Seite von benachteiligten und bedrohten Menschen“, heißt es in dem Positionspapier. Die Kongregation bringt darin auf den Punkt, was der Sendungsauftrag von Antonia Werr auch heute bedeutet: „Wir geben Menschen, besonders Frauen, eine Stimme.“

Info

Die Kongregation der Dienerinnen der heiligen Kindheit Jesu, so der offizielle Name der Oberzeller Franziskanerinnen, hat aktuell 87 Mitglieder. 69 Schwestern leben in Deutschland, fünf in den USA und 13 in Südafrika. Das Generalkapitel ist die höchste Beschluss fassende Versammlung der Schwestern und findet alle sechs Jahre statt. Leitungspositionen werden bei den Oberzeller Franziskanerinnen demokratisch und auf Zeit vergeben.

„Ich habe das Generalkapitel als sehr wohltuend empfunden. Natürlich war es auch kräftezehrend und anstrengend, wir haben viel diskutiert und man musste immer hochkonzentriert sein. Aber alles ging wunderbar ineinander über und es herrschte ein großes Einvernehmen.“

Sr. Marita Gäbelein



„Es war mein erstes Generalkapitel und eine großartige Erfahrung für mich. Als jüngste Teilnehmerin war es für mich wichtig auf die Zukunft zu schauen und ihre Herausforderungen, wie die immer kleiner werdende Gemeinschaft. Der Studientag gefiel mir auch sehr gut und sensibilisierte für das Thema interkulturelle Unterschiede.“

Sr. Yolanda Fihlani



„Das Wichtigste, was ich aus dem Generalkapitel mitnehme, ist die offene Atmosphäre, in der sich jede Teilnehmende frei fühlte, ihre Einsichten und Fragen zu äußern und diese wohlwollend aufgenommen wurden. Besonders am Herzen liegt mir das Thema Interkulturalität mit unserer gemeinsamen Vision für eine Zukunft voller Hoffnung. Wir wollen Wege finden, wie wir Schwestern unsere Verbindung zu allen Mitarbeiter:innen in unseren Einrichtungen vertiefen können. Uns ist zudem wichtig, unsere Spiritualität mit Menschen zu teilen, die sich mit uns verbunden fühlen und mehr über unser Leben erfahren wollen.“

Sr. Antonia Cooper



„Ein Generalkapitel ist immer eine starke Erfahrung von Gemeinschaft mit gemeinsamen Besprechungen und Debatten, Gebet, wunderschönen Gesängen in verschiedenen Sprachen und vieles mehr. Wichtig sind die Ergebnisse, die die Gemeinschaft in die Zukunft führen.“

Sr. Veridiana Dürr



„Es war eine intensive Zeit und es war spürbar, dass allen an einem guten Miteinander gelegen ist. Besonders freue ich mich über die starke Positionierung zur Menschenwürde und die weitere Stärkung unserer franziskanischen Verantwortung für die Schöpfung.“

Sr. Beate Krug



Ein Leben für andere: Oberzeller Schwestern feiern ihre Professjubiläen



Feierten Professjubiläum in Oberzell (vorne von links): Sr. Rosula Vollkommer, Sr. Erentrud Iselt, Sr. Irmgard König, Sr. Blanka Hornung, Sr. Eusigna Schultes sowie (hinten von links) Sr. Luitgard Omert, Sr. Edgardis Kreß, Sr. Reinhild Waldau, Sr. Katharina Ganz, Sr. Reinulfa Eubel, Sr. Eumenia Lunz, Sr. Rut Gerlach.

Sie haben Kinder betreut, Kranke gepflegt, gekocht, gewaschen, unterrichtet und organisiert: Die Oberzeller Franziskanerinnen, die am 3. Mai in der Klosterkirche St. Michael ihr Professjubiläum feierten, blicken auf viele Jahrzehnte im Dienst am Menschen zurück. Sr. Edgardis Kreß legte ihre Gelübde vor 70 Jahren ab und beging damit ihr Gnadenvolles Jubiläum. Die Schwestern Blanka Hornung, Eumenia Lunz, Eusigna Schultes, Reinulfa Eubel und Rosula Vollkommer feierten nach 65 Jahren ihre Eiserne Profess und die Schwestern Erentrud Iselt, Irmgard König, Luitgard Omert und Reinhild Waldau blicken auf 60 Jahre Ordensleben zurück (Diamantene Profess). Zu den Professjahrgängen gehören auch Sr. Fidelis Schramm, die in Südafrika lebt, und Sr. Joseph Burghdoff in den USA.

Sr. Katharina Ganz schilderte, wie unterschiedlich die Lebenswege der Jubilarinnen seien. Manche hätten ihre Berufung entdeckt, weil Eltern oder Mitschwestern den Glauben vorlebten. Eine habe sich nach der Flucht in der Diaspora oder in einem atheistischen Umfeld behaupten müssen und deshalb schon als Kind fleißig die Bibel studiert. Eine andere sei als gläubige Christin in der Schule verspottet worden und fand Halt im Elternhaus. Bei manchen sei die Entscheidung für das Ordensleben fast selbstverständlich gewesen, einige mussten sich gegen den Widerstand der Eltern durchsetzen.

Mehr über die Jubilarinnen und ihre bisherigen Stationen im Internet unter: www.oberzell.de/nachrichten



**25.8., 17-18 Uhr
Insektenführung im Kräutergarten
mit Wolfgang Piepers**

Einblicke in die Vielfalt der Insektenarten sowie Tipps für den eigenen Garten, um ihn in eine Oase für Insekten zu verwandeln. Teilnahmebeitrag: 8 Euro, Treffpunkt: Klosterpforte

Veranstaltungen 2025

**14.9., 9-16 Uhr
Tag des offenen Denkmals**

9 Uhr Schöpfungsgottesdienst
10-12.30 Uhr Begegnung und Bewirtung durch den Oberzeller Kreis, 11-16 Uhr offene Ateliers
11 Uhr Klosterführung, 12.30 Uhr Mittagsmeditation
13 bis 15 Uhr Führungen im Kloster, im Haus Klara und zur Schöpfungsverantwortung
14-16 Uhr Kräutergarten: Ernten, Weiterverarbeiten, alte Rezepturen

**Alle Events:
www.oberzell.de**

Verbunden im Glauben

Berufung ist kein Weg in die Abgeschiedenheit. Wer sich berufen fühlt, geht in Beziehung – mit Gott, mit sich selbst und mit den Menschen, denen er oder sie begegnet. Auch Oberzeller Franziskanerinnen erzählen davon, wie ihr innerer Ruf sie nicht nur zu einem Leben in der Nachfolge Jesu führte, sondern auch in eine tiefe Verbundenheit.

Sr. Kunihold Stemmler (85)

Ich bin Oberzeller Franziskanerin, weil mir **Wahrhaftigkeit und Authentizität** wichtig sind. Gott ist die Wahrheit – durch dieses Leitmotiv fühle ich mich mit unserer Ordensgründerin Antonia Werr sehr verbunden.

Meine erste Begegnung mit Oberzeller Franziskanerinnen hatte ich in unserer Heimatgemeinde Wittighausen. Dort wirkten die Schwestern in der Krankenpflege und im Kindergarten. Die Oberin Sr. Rufina Horas war ein sehr offener, mütterlicher Mensch. Sie und die anderen Schwestern nahmen sich Zeit für uns Kinder, unterhielten sich gerne mit uns – auf Augenhöhe, freundlich, zugewandt.

Meine Familie war sehr fromm. Wir waren acht Geschwister, und der Glaube gehörte ganz selbstverständlich zu unserem Alltag. Vor der Schule gingen wir älteren Geschwister jeden Tag in die Kirche. Einer meiner Brüder trat später bei den Karmeliten ein. Ich erinnere mich noch gut an den Besuch der Berufsberaterin in der Volksschule. Sie fragte jeden von uns, was wir mal werden wollen. Damals wusste ich nicht so recht, was ich sagen sollte, und antwortete aus dem Bauch heraus: Ordensschwester im Kloster.

1954 entschied ich mich, nach Oberzell in die Mittelschule zu gehen und erlebte drei wunderschöne Jahre in klösterlicher Gemeinschaft. Als mich die damalige Generaloberin fragte, was ich nun nach meinem Abschluss werden möchte, antwortete ich „Menschenhelferin“. Ich war sehr gut im Rechnen und in der Buchführung. Daher ging ich auf ihr Anraten anschließend in die kaufmännische Berufsfachschule. Kurz darauf, mit 18 Jahren, begann mein Postulat in Oberzell. Ich arbeitete zunächst im Sekretariat und erinnere mich besonders an mein Noviziat: Es bestärkte mich, dass ich den richtigen Weg gewählt hatte. Ich spürte die Berufung vor Gott, er sollte mein Seelenführer sein. Nie vergessen werde ich den Unterricht bei Spiritual Hessler. Mein Glaube vertiefte sich. Mit 21 Jahren legte ich die Erstprofess und mit 24 Jahren die ewige Profess ab.

Von 1963 bis 1975 war ich im Büro unseres Fürsorgeheims tätig. Ich war sozusagen „Mädchen für alles“, begleitete die Mädchen zu Terminen und beaufsichtigte sie. Es war nicht immer leicht, und ich habe in dieser Zeit sehr viel dazu gelernt.



Ich mochte es, im Büro zu arbeiten und gleichzeitig für die Mädchen da zu sein.

1975 wechselte ich in das neu erbaute Haus Antonia-Werr und arbeitete in der Verwaltung, später auch in der Leitung. 1989 wurde ich in das Jugendhilfezentrum Schnaittach versetzt. Hier war ich als Oberin für den Schwesternkonvent verantwortlich. Es waren für mich schöne und fruchtbare Jahre. Ich engagierte mich im Pfarrgemeinderat, half bei der Gründung eines Frauennotrufs mit, eines Frauenhauses in Schwabach und war Teil des Gesprächskreises "Tankstelle" – ein Treffpunkt für Frauen, den es heute noch gibt.

Dann kehrte ich zurück nach Oberzell. 25 Jahre lang arbeitete ich in der Buchhaltung. Als das Generalkapitel in dieser Zeit den Schleier als freiwillig erklärte, entschied ich mich, ihn abzulegen. Die Medaille genügte mir als äußeres Zeichen meines Ordenslebens.

Bis 2024 wohnte ich in der Würzburger Innenstadt im Konvent Nazareth und besuchte gerne ältere Menschen, die niemanden hatten. Nun lebe ich wieder im Mutterhaus. Im Alter hat sich mein Glaube noch mehr vertieft, vor dem Einschlafen halte ich gerne Zwiegespräch mit Gott. Das tut mir gut. Schon immer rufe ich vor schwierigen Gesprächen den Heiligen Geist an. Und wenn ich mal etwas verlege, hilft der heilige Antonius – bisher immer. Natürlich sind mir neben unserer Ordensgründerin auch der Heilige Franziskus und die Heilige Elisabeth von Thüringen große Vorbilder. Sie lebten arm und bescheiden und setzten sich für Menschen am Rande der Gesellschaft ein. Sie alle zeigen mir, was es heißt, wirklich franziskanisch zu leben.

Sr. Beatrix Barth (50)

Ich bin Oberzeller Franziskanerin, weil ich in unserer Spiritualität der Menschwerdung ein Zuhause gefunden habe, das mich immer neu fasziniert. Gerne bin ich mit meinen Mitschwestern, Mitarbeiter:innen und Freund:innen der Gemeinschaft unterwegs. Es ist ein großes Geschenk für mich, Menschen auf ihrem eigenen Menschwerdungsweg zu begleiten.

Aufgewachsen bin ich im Hunsrück in Rheinland-Pfalz in einem katholischen Dorf. Unser Haus lag am Ortsrand mitten im Wald. Diese Nähe zur Natur hat mich geprägt. Schon als Kind empfand ich diese Wahrnehmung der Schöpfung als etwas Religiöses. Noch heute spüre ich, wie sehr mich diese Erfahrung trägt.

Bei meiner Erstkommunion durfte ich die Lesung vortragen, mit 13 Jahren wurde ich auch Lektorin. Schon früh war ich in der Pfarrei eingebunden. Mein Elternhaus war aber nicht nur religiös, sondern auch musikalisch. Ich bekam Orgelunterricht, war in einem evangelischen Jugendkirchenchor, die Musik hatte für mich damals schon spirituellen Charakter.

Ein entscheidender Impuls für meinen Weg kam durch das alte Franziskanerkloster in meinem Heimatort. Es stand lange leer bis eine kleine Gemeinschaft dort einzog – die „Schwestern und Brüder vom gemeinsamen Leben“. Ich war damals 14 Jahre alt und tief beeindruckt, wie sie das Kloster mit Leben füllten. Ihre Gastfreundschaft, das gemeinsame Beten und Essen, dieses einfache, gelebte Christsein hat mich sehr angesprochen. Ich war dort oft zu den Gebetszeiten und zum Abendessen. Die damals jüngste Schwester, Sr. Hildegard, wurde für mich wie eine große Schwester. Das war prägend. Gerade weil es in der Schule nicht immer leicht war, war das Kloster für mich ein Ort, der mir Schönheit, tiefe Erfüllung und Kraft schenkte. Mit 16 Jahren nahm ich dort an Besinnungstagen teil, und diese Zeit war eine tiefe Erfahrung für mich. Das war mein erstes Berufungserlebnis. In dieser Zeit entstand der Gedanke: Dieses Leben ist etwas für mich.

Gleichzeitig wusste ich, das ich erst einmal aufbrechen muss, weg von Zuhause. Zum Studium zog ich nach Freiburg, studierte Grund- und Hauptschulpädagogik mit den Fächern Musik und Religion. Ich wollte mit Kindern arbeiten und Lehrerin werden. In Freiburg fand ich Gleichgesinnte, war in einem Bibelkreis, betete regelmäßig Laudes, ging gern ins Münster zum Gottesdienst. Ich habe diese Jahre genossen. Aber gegen Ende des Studiums spürte ich: Jetzt ist es Zeit, weiterzugehen.

Weiterhin war ich auf Klostersuche, besuchte verschiedene Gemeinschaften – aber nichts passte so richtig. In dieser Phase verliebte ich mich und hinterfragte meine Lebenspläne. Gleichzeitig begann ich mit geistlicher Begleitung bei einem Priester in Freiburg. Er war es, der mich an Sr. Diethelma Con-



ze verwies, die in Oberzell lebte. Ohne diesen Wink hätte ich Oberzell wahrscheinlich nie entdeckt. Sie begleitete mich, und ich durfte in Oberzell stille Tage verbringen – das erste Mal in der Osterwoche 1997. Den Ort fand ich gleich schön, aber die vielen Schwestern und die Größe des Klosters haben mich anfangs eher abgeschreckt – ich hatte ja ein anderes Schwesternbild im Kopf. Der Kontakt blieb.

Nach dem Studium zog ich nach Kreuzwertheim fürs Referendariat. Von dort aus war ich einerseits schnell bei meinen Eltern und andererseits auch bei Sr. Diethelma. 1998 war ich zum ersten Mal bei einer Assisi-Fahrt dabei, die Sr. Diethelma begleitete. Vor allem die franziskanischen Orte haben mich sehr bewegt, und am Ende der Reise wusste ich: Wenn Ordensfrau, dann in der franziskanischen Familie. Ich schaute mir daraufhin auch zwei Klarissenklöster an, die eher zurückgezogen leben, aber der Gedanke, ganz auf meinen Beruf zu verzichten, war schwer. Ich spürte: Die Welt braucht mich, und ich brauche die Welt.

Im Advent 1999 verbrachte ich erstmals eine Woche „Kloster auf Zeit“ im Konvent Magdala und fühlte mich sehr willkommen. Ich kam wieder und erlebte erstmals die Heiligenverlosung an Dreikönig mit der ganzen Gemeinschaft. Das Spezifische von unserer Gemeinschaft zog mich an: Die Bodenständigkeit im Glauben. Aus der Freude und Kraft zu leben, dass Gott Mensch geworden ist und wir Geliebte Gottes sind. Im Juni 2000 bat ich um Aufnahme in die Gemeinschaft. Im Postulatsjahr war ich Klassenlehrerin einer ersten Klasse. Im ersten Noviziatsjahr war ich ganz in Oberzell. Im zweiten Noviziatsjahr lernte ich das Antonia-Werr-Zentrum kennen und entschied mich, dort in der Von-Pelkhoven-Schule als Lehrerin zu arbeiten. Dass Antonia Werr die Menschwerdung so wichtig war und wie stark das mit den Mädchen im AWZ zusammenhängt, hat sich mir immer mehr erschlossen. Den „göttliche Funken“ in den Mädchen zu entdecken und sie zu begleiten, ist ein großes Geschenk.

Heute darf ich als Leiterin des Tagungshauses und als Exerzitienbegleiterin unsere Gäste auf ihrem eigenen Menschwerdungsweg begleiten. In der Stille, im Austausch, im achtsamen Dasein und Beten erleben wir das, was uns trägt. Die Liebe. G*tt. Ich bin dankbar, dass ich daran mitwirken darf.

Unsere Konvente stellen sich vor: Folge 8: Heilige Familie St. Ludwig



Zur Konventsfamilie gehören (hinten von links) Bärbel Bäumer, Sr. Regina Grehl, Sr. Antonia Drewes, Sr. Margareta Plank sowie (mittig von links) Sr. Aurelia Müller, Sr. Irmgard König, Jutta Hahner und Edel Krauß sowie (vorne von links) Sr. Geralda Seybold, Sr. Wilhelma Söldner und Sr. Luitgard Omert.

Wer den Konvent „Heilige Familie St. Ludwig“ besucht, merkt schnell: Hier geht es nicht nur um Gemeinschaft, sondern um gelebte Verbundenheit. Derzeit acht Schwestern leben hier in unmittelbarer Nähe zum Antonia-Werr-Zentrum (AWZ) unter einem Dach. Das Wort „Familie“ fällt im Gespräch mit den Schwestern immer wieder. Es beschreibt nicht nur ihr Zusammensein im Konvent, sondern auch ihren Blick auf die Mädchen, die in der heilpädagogisch-therapeutischen Einrichtung der Jugendhilfe leben. Der Name des Konvents mag hoch klingen – und doch trifft er genau das, was hier gelebt wird, erstaunlich gut: das Miteinander und die Fürsorge – wie in einer Familie – nicht perfekt, aber echt.

Das Miteinander von Schwesternkonvent und Jugendhilfeeinrichtung besteht in diesem Jahr seit 60 Jahren. 1963

übernahmen die Oberzeller Franziskanerinnen das Anwesen St. Ludwig von der Benediktinerabtei Münsterschwarzach. Die ersten Schwestern zogen noch im selben Jahr ein – darunter auch Schwester Aurelia Müller, die bis heute hier zuhause ist. Die 85-Jährige erinnert sich noch gut an ihren Einzug: „Mein Bett war ein Eisengestell, und wir hatten anfangs weder Tisch noch Stühle.“ Außerdem lebten in den ersten Monaten noch Benediktinerbrüder mit auf dem Gelände, die sich um die Landwirtschaft kümmerten.

Als 1965 das Mädchenheim eröffnet wurde, zogen auch Sr. Wilhelma Söldner (86) und Sr. Irmgard König (87) nach St. Ludwig. Als Schneidermeisterin mit zusätzlicher Erzieherinnenausbildung bildete Sr. Wilhelma die Mädchen in ihrem Handwerk aus. Sr. Irmgard war Fachlehrerin für Hauswirtschaft: „Ich wollte den Mädchen die Fähigkeit geben,

selbstständig zu leben und einen eigenen Haushalt führen zu können.“ Beide waren zudem für eine Wohngruppe verantwortlich. Ihre Erzählungen zeigen: Früher war der Alltag ein anderer. Sie lebten mitten in den Gruppen, ihre Zimmer lagen Tür an Tür mit denen der Mädchen. Feierabend oder Abstand gab es nicht – für die Schwestern war das ganz selbstverständlich: Das war eben so.

Umso wichtiger war für die jungen Frauen damals der Austausch untereinander – oft im Keller, wie Sr. Wilhelma schmunzelnd verrät, „damit ganz sicher keines der Mädchen heimlich zuhörte“. Und immer war da die Gewissheit, füreinander da zu sein, wie Sr. Irmgard betont: „Auf meine Mitschwester konnte und kann ich mich immer verlassen.“

In den 1960er und 70er Jahren lebten bis zu 46 Schwestern in St. Ludwig – auch an diese Zeiten erinnern sich die beiden noch gut. Vieles hat sich seither verändert: neben Sanierungen und Umbauten vor allen Dingen der Erziehungsstil und die Methodiken in der Pädagogik.

Sr. Luitgard Omert (86) kam 1993 als Erzieherin ins Antonia-Werr-Zentrum, sie hatte zuvor viele Jahre im Kindergarten St. Hildegard in Würzburg und in Kitas der Umgebung gearbeitet. Sr. Geralda Seybold (90) wirkte als Krankenschwester 30 Jahre lang in der ambulanten Krankenpflege, hauptsächlich in Würzburg. 13 Jahre war sie zudem Teil der Generalleitung und 15 Jahre Oberin im Mutterhaus, bevor sie 2007 nach Kirchschönbach wechselte. Nach der Schließung dieses Konvents 2017 entschied sie, dass sie bereit für etwas Neues ist: „Ich genieße mein Alter hier“, sagt sie und lächelt.

Sr. Antonia Drewes und Sr. Regina Grehl sind im AWZ beruflich tätig. Sr. Antonia (49) lebt und arbeitet mit einer Unterbrechung aufgrund der Ausbildung zur Heilpädagogin seit 2017 in St. Ludwig. Nach dieser Ausbildung startete sie 2022 wieder in einer Wohngruppe im AWZ. Seit Mai 2025 begleitet und unterstützt sie die Mädchen in der neu eröffneten traumapädagogisch-therapeutischen Intensivgruppe in ihrem Alltag. Alle Mädchen, die im AWZ leben, kommen aus schwierigen, zum Teil traumatisierenden Lebensumständen. Sr. Regina (58) ist in St. Ludwig bereits seit 25 Jahren zuhause und arbeitete in dieser Zeit in verschiedenen Bereichen. Als Musiktherapeutin hält sie nicht nur Musikunterricht in der Schule. Die Mädchen dürfen auch in Einzelstunden zu ihr kommen und beispielsweise ein Instrument lernen, so öffnet sie den Mädchen neue Räume. Im AWZ leitet Sr. Regina momentan das pastorale Team, und sie organisiert einmal im Jahr ein Musik-Café, in dem die Mädchen aufführen können, was sie gelernt haben.

Im Februar ist im Konvent ein neues „Familienmitglied“ eingezogen: Sr. Margareta Plank kam, um den Konvent und



Miteinander: Sr. Margareta lernt Klöppeln von Sr. Irmgard.

die Arbeit im Antonia-Werr-Zentrum näher kennenzulernen. Dafür begleitete die ausgebildete Krankenschwester die Sozialpädagoginnen und die Mädchen einer Wohngruppe. Inzwischen steht fest, dass sie im Konvent bleiben wird, auch wenn sie ab Juli im Würzburger Juliusspital auf der Palliativstation arbeitet.

Neben den Schwestern gehört auch sie für alle einfach dazu: Bärbel Bäumer. Die 69-Jährige kommt an drei Vormittagen pro Woche in den Konvent. Viele Jahre war sie selbst Erzieherin im AWZ, seit 2018 übernimmt sie als Koordinatorin Verwaltungsaufgaben und Fahrdienste, erledigt Besorgungen und organisiert zusammen mit den Schwestern Aktivitäten. Sie nennt sich selbst augenzwinkernd „Mädchen für alles“, leitet regelmäßig zu Gedächtnistraining, Gymnastik oder Sitztanz an – und mit ihrem Mann Christoph lädt sie die Schwestern einmal im Jahr zu Pizza und selbstgebackenem Brot in ihr Zuhause ein. Als Sr. Irmgard sich beim Gespräch kurz räuspert, steht Bärbel Bäumer wie selbstverständlich auf, holt ein Glas und schenkt Wasser ein. Eine kleine Geste, die viel erzählt.

Zur Unterstützung der Schwestern sind seit einigen Jahren zudem zwei hauswirtschaftliche Kräfte angestellt: Auch Jutta Hahner und Edel Krauß gehören zur Konventsfamilie. Sie reinigen das Haus, kümmern sich um den Einkauf, helfen in der Küche. Das Essen selbst kommt aus der Zentralküche des AWZ, wobei die beiden die Schwestern auch gern mittwochs mit ihren selbst gekochten Suppen verwöhnen.

Familiäres Miteinander prägt den Alltag im Konvent: vom ersten Gebet am Morgen bis zum letzten Gespräch am Abend. Die Schwestern starten um 7.30 Uhr mit der Laudes in ihrer Kapelle gemeinsam in den Tag und frühstücken



Wertschätzung und Gedenken
an verstorbene Schwestern.



Ob Mittagessen oder Kaffeezeit:
Hier ist Raum für Austausch und Begegnung.

anschließend zusammen. Danach geht jede ihren Weg und ihrer Aufgabe nach – im AWZ, im Garten oder in der Kirche. Wenn es die Dienste zulassen, treffen sie sich mittags wieder zum Gebet und zum Essen – das gleiche gilt für den Tagesabschluss: Vesper oder Eucharistiefeier, anschließend Abendessen. Zweimal im Monat gibt es ein Konventskapitel, in dem wichtige Themen und Termine besprochen werden. Doch eigentlich, sagen die Schwestern, sind sie ja ohnehin bei jedem gemeinsamen Essen im Austausch.

Mit alltäglichen Aufgaben bringt sich jede Schwester in das Zusammenleben ein – jede auf ihre Weise, jede mit dem, was sie kann und gerne tut. Sr. Aurelia öffnet morgens die Kirche, sie ist Sakristanin und sorgt dafür, dass alles bereit ist – und, dass der Kaffee am Morgen duftet. Außerdem hilft sie mit, die Außenanlagen in Schuss zu halten. Sr. Wilhelma kümmert sich ums Tischdecken, hilft bei der Wäsche und ist oft erste Ansprechpartnerin, wenn eine Mitschwester Flick- oder Nähunterstützung braucht. Sr. Luitgard übernimmt Fahrdienste und arrangiert liebevoll den Kirchenschmuck. Außerdem pflegt sie per Telefon ihre Kontakte. Was sie dabei hört, nimmt sie mit ins Gebet – nicht selten sitzt sie am Fenster und betet still für andere. Sr. Regina ist Organistin, koordiniert die liturgische Planung und gestaltet besondere Gottesdienste und Festlichkeiten mit den Mädchen. Sr. Geralda ist häufig die Stimme fürs Vorbeten, Sr. Irmgard werkelt im Garten, Sr. Antonia hält den Gebetsraum in Schuss – und verwöhnt ihre Mitschwwestern mit selbst gebackenem Brot.

Darüber hinaus sind alle Schwestern im Antonia-Werr-Zentrum präsent. Sie begegnen den Mädchen, werden angesprochen, gefragt, um Rat gebeten – und haben dafür immer Zeit. Ein kurzes Gespräch, ein freundliches Wort, ein stilles Zuhören – oft sind es genau diese Begegnungen, die

Verbindung schaffen. Mit ihrer Erfahrung und ihrem Glauben tragen die Schwestern dazu bei, dass das Miteinander zwischen Ordensleben und Jugendhilfe lebendig bleibt.

Damit dieses Verbundensein nicht dem Zufall überlassen bleibt, wurde vor einigen Jahren die Idee der Patenschwestern geboren – eine Herzensangelegenheit der früheren Oberin und AWZ-Leiterin Sr. Agnella Kestler, die diese Funktion einführte, nachdem immer mehr Schwestern in Ruhestand gingen und weltliche Mitarbeiter:innen die Arbeit übernahmen. Viele Mädchengruppen haben seither eine Schwester an ihrer Seite – als stille Begleiterin, als Ansprechpartnerin, als Zeichen der Zugehörigkeit. Die Patenschwestern werden regelmäßig eingeladen, bringen manchmal kleine Geschenke mit, oft aber einfach Zeit und ein offenes Ohr. Und sie spüren: Die Mädchen und auch die Mitarbeitenden nehmen das Angebot gerne an.

„Manche fragen, wie sie beten können“, erzählt Sr. Irmgard. „Oder ob wir sie in die Kirche begleiten“, ergänzt Sr. Antonia. Es sei spürbar, dass viele Mädchen sich für Glaubensfragen und christliche Rituale interessieren. „Manche wollen in der Kirche eine Kerze anzünden und möchten, dass wir sie begleiten.“ Bemerkenswert ist auch die Offenheit der Mädchen für den Ministrantendienst: Neun junge Frauen aus dem AWZ dienen aktuell regelmäßig bei Gottesdiensten, wie Sr. Regina erfreut mitteilt. „Wer möchte, darf mitmachen.“ Und die Schwestern wiederum tragen die Mädchen – und das gesamte Team des AWZ – in ihren täglichen Gebeten mit.

Diese Nähe wirkt auch an anderer Stelle: Weihnachten besitzt für die Oberzeller Schwestern seit jeher eine ganz besondere Bedeutung. Und im Antonia-Werr-Zentrum ist es ein echtes Herzensfest. Nicht ohne Grund werden die

Schwwestern in St. Ludwig oft liebevoll „Weihnachtsschwwestern“ genannt – denn das Fest wird mit besonderer Sorgfalt gestaltet. Sr. Regina probt mit den Mädchen ein Krippenspiel, das fester Bestandteil des Gottesdienstes ist. Danach ziehen sich die Mädchen in ihre Wohngruppen zurück und werden von ihren Erzieherinnen mit einem festlichen Essen verwöhnt, das keine Wünsche offenlässt. Dazu sind auch die Patenschwestern immer eingeladen. Die Erzieherinnen besorgen für jedes Mädchen Geschenke. Das Auspacken ist ein kleines Ritual – jede darf nacheinander ihre öffnen, auch die Erzieherinnen beschenken sich gegenseitig. Die Mädchen erleben so eine besondere Kultur des Feierns, wie sie es zuhause meist nie erlebt haben. Wer heute als Ehemalige zurückblickt, erinnert sich oft zuerst an Weihnachten – für viele ist es das, was St. Ludwig ausmacht.

Was in solchen Momenten spürbar wird, zeigt sich auch jenseits der Feiertage: Im Konvent Heilige Familie St. Ludwig lebt bis heute weiter, was im Sendungsauftrag von Ordensgründerin Antonia Werr wurzelt: eine Haltung der Offenheit, der Fürsorge und des Mitgehens. Die Schwestern leben, was sie weitergeben möchten – in ihrem Alltag, in ihrer Präsenz im Antonia-Werr-Zentrum, in der Art, wie sie einander und anderen begegnen. Vielleicht ist es gerade das, was den Namen des Konvents so passend macht.

Kleine Geschichte von St. Ludwig

- 1825** das Kurbad darf sich nach König Ludwig I. von Bayern ab sofort „Ludwigsbad“ nennen
- 1901** Missionsbenediktiner von St. Ottilien kaufen das Ludwigsbad und errichten ein Studienseminar
- 1909** die neue Klosterkirche wird geweiht
- 1914** von St. Ludwig aus wird die Benediktinerabtei Münsterschwarzach aufgebaut
- 1940** auf Anordnung der nationalsozialistischen Machthaber wird St. Ludwig geschlossen und beschlagnahmt
- 1943** das König-Ludwig-Haus wird infolge der Bombenangriffe von Würzburg nach St. Ludwig verlegt
- 1946** Rückgabe der Klosteranlage an die Benediktiner, die den Seminarbetrieb wieder aufnehmen
- 1963** Verkauf des Anwesens an die Kongregation der Dienerinnen der hl. Kindheit Jesu, Abbruch des Seminargebäudes und Neubau
- 1965** Eröffnung des Mädchenheimes St. Ludwig (die damalige „Fürsorge-Anstalt“ zog von Oberzell nach St. Ludwig)
- 1967** Schulgebäude und Werkstätten gebaut
- 1997** umfangreiche Generalsanierung des Mädchenheims, das seitdem Antonia-Werr-Zentrum heißt
- 2010** Überführung in eine GmbH



Feste im Jahreskreis werden gefeiert - hier Fasching 2025.

„Verloren geht nichts, was wir tun,
und sollte es auch erst in der letzten Stunde
seine wahren Früchte tragen.“

Antonia Werr



Sr. Anna Bernhart (101)
24. Dezember 1922 – 7. Dezember 2024

Anna Rosa Bernhart kam an Heiligabend in Wersberg St. Joachimstal (Landkreis Karlsbad) im Sudetenland zur Welt und war die Jüngste von vier Kindern. Bereits im Alter von drei Jahren verlor sie ihren Vater. Mit Ausbruch des Krieges wurden Annas Brüder einberufen. Für die junge Anna galt es, der Mutter beizustehen. Nach Kriegsende wurden Anna und ihre Mutter 1946 zwangsweise ausgesiedelt und mussten auf einem Hof nahe Berlin schwer arbeiten. Kraft und Hoffnung schöpfte sie schon damals aus dem Gebet.

Erst 1952 erhielten Anna und ihre Mutter die Erlaubnis, zum jüngeren Bruder nach Rothenfels im Landkreis Main-Spessart zu ziehen. Anna arbeitete in einem Holzwerk in Hafelohr und als Stationshilfe im Lohrer Krankenhaus. Zudem pflegte sie ihre Mutter. Nach deren Tod absolvierte sie als Neubeginn mit 44 Jahren einen Kurs zur Altenpflegerin im Juliusspital und lernte die Oberzeller Schwestern kennen. Anna hatte schon in jüngeren Jahren den Wunsch gespürt, in einen Orden einzutreten, fühlte sich aber der Mutter verpflichtet. Die damalige Generaloberin stimmte der Anfrage zu, und Anna trat 1968 in die Gemeinschaft ein. Ein Jahr später folgte die Einkleidung. 1971 feierte sie Erstprofess und 1974 Ewige Profess.

Nach der Erstprofess arbeitete Sr. Anna sieben Jahre als Altenpflegerin im Juliusspital und wurde 1978 ins Antoniushaus versetzt. Ab 1999 lebte sie im Konvent Padua. 2015 zog sie selbst auf die Pflegestation um. Die Kranken- und Altenpflege hat Sr. Anna sehr geliebt. Bis zu ihrem 95. Lebensjahr half sie immer noch mit, verteilte Mahlzeiten, gab den Schwerstkranken das Essen ein und hielt Sitzwachen bei den Sterbenden. Erst im hohen Alter erlaubte sie sich, auch ein Hobby zu pflegen und las gerne Romane. Sr. Anna war bescheiden, rücksichtsvoll und weise.



Sr. Venantia Meier (93)
20. November 1931 – 9. Dezember 2024

Elisabeth Meier wuchs in Sulzbach-Soden im Landkreis Miltenberg auf und hatte zehn Geschwister. Nach dem Schulabschluss arbeitete Elisabeth als Angestellte im Haushalt eines Chefarzts in Aschaffenburg. Schon während dieser Zeit schloss sie sich einer franziskanischen Jugendgruppe an.

Silvester 1953 trat sie in Oberzell ein und erhielt bei ihrer Einkleidung zwei Jahre später den Ordensnamen Sr. Venantia. 1956 legte sie zeitliche Gelübde, und 1959 die Profess auf Lebenszeit ab. Zehn Jahre lang vermittelte sie als Arbeitserzieherin den Jugendlichen im Mädchenheim in München-Thalkirchen hauswirtschaftliche Fertigkeiten. 1965 wechselte Sr. Venantia in den Gruppendienst und besuchte 1968 das berufsbegleitende Aufbauseminar für Heimerzieherinnen in München. Im März 1973 zog sie in das geschlossene Mädchenheim nach Gauting um, wo sie drei Jahre als Gruppenerzieherin wirkte.

Aus gesundheitlichen Gründen musste sie die Heimerziehung aufgeben und wurde in das Antoniushaus nach Würzburg versetzt. Mit 46 Jahren wechselte sie nochmal den Beruf und besuchte die Fachschule für Altenpflege im Juliusspital, um künftig im St. Raphaelsheim in Würzburg Frauen zu pflegen. Ab 1999 lebte Sr. Venantia im Konvent Padua und arbeitete weiter auf der Pflegestation. Nach dem Ausscheiden aus der aktiven Pflege übernahm sie ab 2001 gerne den Pfortendienst und half im Haushalt mit. Sr. Venantia war praktisch veranlagt. Mit Hilfe ihres kleinen Werkzeugkastens nahm sie kleine Reparaturen selbst vor. Mit ihren Bastel- und Werkarbeiten machte sie anderen Freude. Mit ihrem grünen Daumen kümmerte sie sich um Blumentöpfe, Balkonkästen und zog Pflanzen nach. Sie war hilfsbereit und wertschätzend, gab positive Rückmeldungen, lobte andere für ihre Dienste und nahm nichts selbstverständlich.



Sr. Brunhilde Zuber (89)
21. Februar 1935 – 12. Dezember 2024

Brigitte Zuber kam in Grünlas im Landkreis Ellbogen im Sudetenland, das heute zu Tschechien gehört, zur Welt. Der Zweite Weltkrieg nahm ihr früh den Vater. Die Familie floh und zog nach der zweiten Hochzeit ihrer Mutter nach Höfen bei Bamberg. Im Walburgisheim in Bamberg lernte sie Hauswirtschaft bei den Oberzeller Schwestern. Anschließend besuchte sie das Kindergarten-seminar im Kloster Oberzell. Mit 21 Jahren trat sie 1956 in die Gemeinschaft ein. 1959 legte sie die zeitliche Profess ab und wurde im benachbarten Zell am Main als Erzieherin eingesetzt. 1962 legte sie die Profess auf Lebenszeit ab.

Sechs Jahre leitete Sr. Brunhilde den Kindergarten in Zell. Danach wurde sie für 21 Jahre als Erzieherin und Kindergartenleiterin in Dettingen eingesetzt. Nach der Schließung der Filiale in Dettingen war Sr. Brunhilde im Kindergarten in Oberschwarzach tätig. Als diese Niederlassung ebenfalls geschlossen wurde, zog sie 1992 nach Oberzell um. 39 Jahre lang waren ihr Kinder zur Erziehung anvertraut gewesen.

Von nun an arbeitete sie im Tagungshaus Klara im hauswirtschaftlichen Bereich. Krankheitsbedingt zog sie 2005 ins Franziskushaus um, wurde dann in den Konvent Hannah versetzt und half im Speisesaal des Antoniushauses mit. Sie war musikalisch, sang gerne und konnte Schifferklavier spielen. In den letzten Lebensjahren strickte sie vor allem Schals für die Kinder in der Gemeinschaftsunterkunft für Asylsuchende. Menschen beizustehen, vor allem Kinder in ihren ersten Lebensjahren zu erziehen und sie zu begleiten, war Beruf und Berufung von Sr. Brunhilde.



Sr. Sigharda Müller (87)
23. Mai 1938 – 20. Januar 2025

Agnes Müller stammt aus Premeneuth im Landkreis Tischenreuth in der Oberpfalz und hatte drei Geschwister. Schon als Kommunionkind hatte sie den Wunsch, ins Kloster zu gehen. Ihre Mutter wollte, dass sie erst einen Beruf erlerne. Agnes absolvierte eine Ausbildung zur Industrie-Kauffrau und wechselte dann zu einer Bau-Firma. Die Sehnsucht blieb, und sie trat 1959 ins Kloster Oberzell ein.

Als Kandidatin wurde Agnes im Juliusspital Würzburg zur Krankenschwester ausgebildet. Mit der Einkleidung erhielt sie 1962 den Namen Sr. Sigharda. Nach dem Noviziat legte sie 1964 die Erstprofess ab und wurde nach Rosenheim ins Privat-Krankenhaus Dr. Golling versetzt. 1966 ging sie in die USA, um in einem Krankenhaus Erfahrungen zu sammeln. 1967 kam sie zurück, arbeitete im Juliusspital und legte Profess auf Lebenszeit ab. Nach einem Lehrgang für leitende Aufgaben in Krankenhäusern und Krankenpflegeschulen wurde sie als Lehrschwester im Juliusspital eingesetzt. 1976 wechselte sie als Krankenschwester ins Kreiskrankenhaus Monheim und drei Jahre später nach Kutzenberg bei Bamberg als Stationsschwester bis 1982. Als das Bezirksklinikum eine Krankenpflege-Hilfe-Schule eröffnete, wurde sie erneut Lehrschwester und arbeitete dort 13 Jahre mit jungen Menschen.

Im März 1995 wurde Sr. Sigharda ins St. Annaheim nach Würzburg versetzt, dann ins St. Raphaelsheim. Ab 1999 arbeitete sie in der Paramentenstickerei in Oberzell. Aus den ursprünglich vier Wochen wurden 18 Jahre. Sr. Sigharda bot zwölf Jahre lang ehrenamtlich Gedächtnistraining für Senioren an. Zusätzlich engagierte sie sich bei Senioren-Freizeiten und Wallfahrten. Als 2018 auch das St. Raphaelsheim geschlossen wurde, kam sie ins Franziskushaus, 2022 zog sie ins Antoniushaus um. Sie übernahm das Vorbeten und den Lektorendienst, half an der Pforte und schrieb gerne Gedichte. Am Gedenktag der hl. Agnes wurde Sr. Sigharda aus der Hausgemeinschaft im Antoniushaus verabschiedet. Sie hatte sich als Motiv für ihr Sterbebildchen die Statue der hl. Agnes mit dem Lamm gewünscht.

Gefährdete Flattertiere: „Untermieter“ im Kirchturm und Klosterkeller

Claudia Bolte kommt zweimal im Jahr ehrenamtlich zur
Fledermausquartierkontrolle ins Kloster Oberzell

Viele kennen die kleinen Nachtschwärmer als vorbeiflatternde Schatten im Garten oder an Gewässern, wenn sie auf der Jagd nach Insekten und Spinnen sind. Die Fledermaus lebt schon seit 50 Millionen Jahren auf der Erde, doch ihr Bestand ist in den vergangenen Jahrzehnten stark zurückgegangen. Viele Arten sind vom Aussterben bedroht. Toxische Insektenbekämpfungs- und Holzschutzmittel sind dafür genauso verantwortlich wie fehlende Quartiere. Im Kloster Oberzell fühlen sich die Flattertiere scheinbar wohl, was verschiedene Spuren be- weisen.

Claudia Bolte beobachtet als Mitglied des Naturwissen- schaftlichen Vereins Würzburg e.V. den Bestand der Fleder- mäuse im Raum Würzburg. Ihre gesammelten Daten gibt sie jeden Sommer und Winter an die Koordinationsstelle für den Fledermausschutz in Nordbayern an der Universität Erlangen weiter.

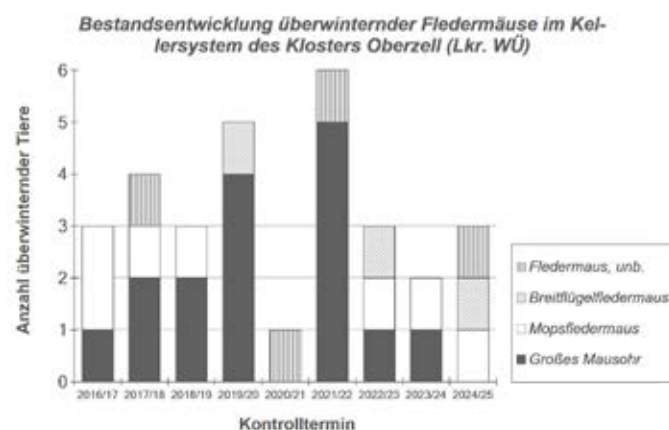
Sommerquartier mit Wochenstuben

Gemeinsam mit Sr. Beate Krug, Nachhaltigkeitsbeauftrag- te der Oberzeller Franziskanerinnen, geht Claudia Bolte im Dachstuhl der Kirche auf Spurensuche. In den warmen Monaten begeben sich die Fledermausweibchen in die Wochenstuben, in dieser Zeit ziehen sie in der Regel ein Jungtier auf. Den Klosterdachboden nutzen sie offensicht- lich als Schwarm- und Durchflugsquartier, als Rastplatz zwischen Futtersuche und Wochenstube. Als Beleg sucht Claudia Bolte nach Kotpellets. Da die langgestreckten und verwinkelten Dachböden auch Lebensraum für Vögel, Falter, Bienen, Wespen und Mäuse sind, muss sie genau hinschauen, ob es sich tatsächlich um Fledermausspuren handelt.

Die beiden Frauen werden schnell fündig und Claudia Bol- te erklärt, warum sie sicher ist: „Mäusekot verschmiert bei Druck, während Fledermauskot zu Staub verfällt, da er insbesondere aus Chitinpanzerresten besteht.“ Über eine enge, steile Treppe geht es weiter hoch in den Kirchturm. Bei diesem Ehrenamt muss man schwindelfrei sein. Die großen Glocken stehen gerade still. Fachkundig suchen Sr. Beate und Claudia Bolte alles ab. Ein Falke hat hier scheinbar sein Quartier gefunden, Spuren von Fledermä- use sind diesmal nicht ausfindig zu machen. Gleich schlägt die Glocke zur vollen Stunde, daher bleibt kaum Zeit, den Ausblick aufs Klosterareal zu genießen. Das Gelände sei ideal für Fledermäuse, betont die Expertin. Neben den vie- len offenen Einfluglöchern im Dachgestühl gibt es nämlich auch viele Bäume und Wasserflächen. Oft suchen Fleder- mäuse immer die gleichen Orte für ihre Wochenstuben auf. Genauso prägen sie sich geeignete Winterquartiere, ja sogar besondere Hangplätze ein, die sie über Jahre immer wieder nutzen.

Winterschlaf in geschützten Kellern

In den kalten Wintermonaten ziehen sich die Fledermäuse in Keller und Höhlen mit gleich bleibender Temperatur über null Grad und hoher Luftfeuchtigkeit zurück, um dort ungestört zu überwintern. So verbrauchen sie am wenigsten Energie. Daher steigen Claudia Bolte und Sr. Beate jedes Jahr im Januar über eine Wendeltreppe in die Kellerräume hinab. Es dauert, bis sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Mit Leiter, Stift, Block und Taschenlampe ausgerüstet suchen sie alle Fugen und Ritzen der alten Mauer ab. Sie gehen konzentriert und zügig vor, damit die Fledermäuse nicht lange gestört werden. In einem Riss im Deckengewölbe identifiziert Claudia Bolte eine Breitflügel-Fledermaus. Danach findet sie in einer Fuge an der Wand gegenüber dem Einflugloch eine Mopsfledermaus, von der sie ein Foto machen kann. In einer 1,70 Meter hohen Fuge im hinteren Raum findet sie eine weitere, mittelgroße Art, die sie nicht eindeutig bestimmen kann, da die Fuge kaum einsehbar ist. Hängende Arten sind diesmal nicht zu finden. Seit 2016 werden die Bestände in Oberzell erfasst.



Claudia Bolte erzählt von einem Telefonat, bei dem jemand eine Fledermaus in einer Holzkiste auf dem Balkon entdeckt hatte. Sie bot an, die Fledermaus zur weiteren Überwinterung in den Oberzeller Keller zu bringen. Als der Finder jedoch hörte, wie selten die Tiere geworden sind, hatte er so viel Verständnis für das schlafende Tier, dass es den Winterschlaf in der Kiste beenden durfte.

Was jede:r zum Schutz der Fledermäuse beitragen kann

Jede:r kann Fledermäusen helfen. Natürlich ist es nicht überall möglich, Einfluglöcher in Dachstühlen oder Kellern offen zu lassen, aber Eigentümer:innen, Verwalter:innen und Mieter:innen können Rücksicht nehmen, wenn sie die kleinen Tiere in Garagen oder in Spalten hinter Wandverkleidungen finden oder Fledermausexperten dazu holen. „Wenn wir Biotope und alte Baumbestände schützen, wird Lebensraum für die Flattertiere erhalten“, sagt Claudia Bolte. In Baumhöhlen, Spechtlöchern und Stammrissen, auch bei abgestorbenen Bäumen, finden die kleinen Tiere Schutz. Es können aber auch Fledermauskästen angebracht werden. Eine naturnahe Gestaltung des eigenen Gartens trägt dazu bei, Fledermäuse zu schützen. Für Bal-

konkästen eignen sich nachtblühende Pflanzen, die Nachtfalter anlocken, welche wiederum wichtige Futterquelle für Fledermäuse sind.

Auch im Klostergarten wachsen dieses Frühjahr viele Pflanzen für Nachtfalter. So wundert es nicht, dass ein sogenannter Batcorder, der für sechs Nächte aufgestellt wurde, insgesamt 400 Rufe aufgezeichnet hat, also etwa 66 pro Nacht. Auf die Frage, warum Claudia Bolte sich in ihrer Freizeit für die Fledermäuse einsetzt, antwortet sie: „Fledermäuse sind faszinierende Tiere. Es ist traurig, dass es immer weniger werden.“ Sie ist nebenberuflich auch Naturpädagogin, und man merkt deutlich, dass ihr die Schöpfung am Herzen liegt. Dabei hat sie auch einen Bezug zu den Oberzeller Schwestern. Sie war früher Erzieherin im Antonia-Werr-Zentrum und arbeitet jetzt als Fachlehrerin für Werkpädagogik in der Fachakademie St. Hildegard.

Wer Hilfe im Umgang mit Fledermäusen braucht oder sich selbst engagieren möchte, findet Ansprechpersonen bei den Koordinationsstellen für Fledermausschutz in Nordbayern und Südbayern, bei Naturschutzverbänden sowie bei Unteren Naturschutzbehörden.



Ich bin dankbar, diesen Ort und diese Verbundenheit erleben zu dürfen

25 Jahre lang hat Brigitte Keller die Arbeit im Fachbereich Frauen mit ihrer Verlässlichkeit, ihrem Organisationstalent und ihrem herzlichen Wesen begleitet. Nun verabschiedet sie sich in den wohlverdienten Ruhestand. Ein Anlass zurückzublicken: auf bewegte Jahre, besondere Begegnungen und die Frage, was bleibt.

Erinnerst Du Dich noch an Deinen ersten Arbeitstag? Wie ging es Dir damals und wie war Dein erster Eindruck von Deinem neuen Job?

An meinem ersten Arbeitstag war ich ziemlich aufgeregt. Von einer Spedition in eine soziale Einrichtung zu wechseln, bedeutete für mich etwas völlig Unbekanntes. Im beruflichen Umfeld hatte ich bis dahin keine Erfahrung mit Frauen in Krisensituationen. Den Start erleichterte mir Sr. Irmlind und das Kolleginnen-Team, die mich mit großer Herzlichkeit empfingen.

Wie hat sich Deine Arbeit verändert? Gibt es Entwicklungen, die Dich besonders beeindruckt haben?

Im Laufe der 25 Jahre standen immer wieder Veränderun-

gen und Wandel an. Mich hat sehr beeindruckt, dass die Verantwortlichen im Fachbereich Frauen zusammen mit der Kongregation stets die schwierigen Lebenssituationen von Frauen in den Blick nahmen und entsprechende Angebote schufen. So entstanden neue Arbeitsfelder und veränderte Abteilungsbereiche. Infolgedessen betrafen die Veränderungen und Weiterentwicklungen im Fachbereich Frauen auch immer meinen Arbeitsbereich in der Verwaltung.

Was waren Deine persönlichen Höhepunkte (schöne Erlebnisse) in dieser Zeit?

Da fällt mir gleich mein 60. Geburtstag ein. Meine Kolleginnen überraschten mich mit Georgios Bitzios, einem bekannten Tenor. Wir verbrachten einen wunderschönen

Musikabend im Kloster Oberzell. Die jährlichen Sommerfeste im Fachbereich Frauen mit allen Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen waren immer etwas Besonderes. Zusammensein, Singen und gutes Essen boten für alle die Möglichkeit zum Austausch und zur Begegnung. An ein Sommerfest erinnere ich mich besonders gerne zurück: Eine junge Frau mit drei Kindern stand während der Feier plötzlich vor der Tür. Sie wurden vorübergehend im Haus Antonia Werr aufgenommen und nahmen spontan am Sommerfest teil.

Welche Herausforderungen sind Dir besonders im Gedächtnis geblieben?

Die Generalsanierung vom Haus Antonia Werr kommt mir da gleich in den Sinn. Die damit verbundene Organisation und die Umzüge waren ein großer Kraftakt für uns Mitarbeiterinnen. Im Gedächtnis bleiben mir auch Kontakte mit den Bewohnerinnen und wohnungslosen Frauen in Zeiten, in denen das Haus nicht durch Sozialpädagoginnen besetzt war. Da gab es fordernde wohnungslose Frauen, die Einlass ins Haus wünschten oder Situationen mit Bewohnerinnen, die sich in emotionalen Krisen oder Ausnahmesituationen befanden. Der Brand in der Wohngemeinschaft Berscheba im Jahr 2011 bleibt für mich unvergessen. Er forderte den gesamten Fachbereich Frauen heraus. Mitzuerleben, wie die Bewohnerinnen ihre Heimat und ihr Hab und Gut verloren, bedeutete für mich zudem eine große emotionale Herausforderung.

Hat Dich die Arbeit bzw. haben Dich die Schicksale der Frauen verändert?

Die Begegnungen und Kontakte mit den Frauen gaben mir die Möglichkeit, verschiedenste Lebenswirklichkeiten kennenzulernen. Es hat mir deutlich gemacht, wie privilegiert mein Leben in vielen Bereichen ist. Dafür bin ich sehr dankbar. Mir war es daher wichtig, den Frauen auf Augenhöhe zu begegnen und gemeinsam mit meinen Kolleginnen, einen Ort des Willkommens zu schaffen.

Was hat Dich motiviert und Dir Kraft gegeben?

Ich denke sehr gerne an die Zeit mit Sr. Irmlind zurück. Sie war für mich eine wichtige Wegbegleiterin. Kraft geschöpft

habe ich immer wieder aus dem Zusammenhalt und der gegenseitigen Wertschätzung im Team.

Was bedeutet für Dich Antonia Werr und der Auftrag der Gemeinschaft?

Der Lebensweg von Antonia Werr beeindruckt mich noch heute. Trotz vieler Schwierigkeiten gab sie nicht auf und verfolgte voller Entschlossenheit und Zuversicht ihr Ziel, benachteiligten Mädchen und Frauen eine Lebensperspektive zu bieten. Unverändert verfolgt die Gemeinschaft weiterhin den Auftrag von Antonia Werr. Davor habe ich großen Respekt. Es ist heute genauso wichtig wie damals, für Frauen in schwierigen Lebensphasen einen Ort der Sicherheit und des Verständnisses zu schaffen und sie befähigen, ihr Leben eigenständig zu bewältigen.

25 Jahre HAW zeigen eine lange und tiefe Verbundenheit mit der Arbeit im Fachbereich Frauen, aber auch mit den Oberzeller Franziskanerinnen – wie würdest Du diese beschreiben?

Kloster Oberzell ist für mich ein Stück Heimat. Ich fühle mich mit den Schwestern und Mitarbeiter:innen durch die vielen gemeinsamen Jahre verbunden. Ich bin dankbar, dass das Leben mir die Möglichkeit gegeben hat, diesen Ort und diese Verbundenheit erleben zu dürfen. Ich hoffe, die gewachsenen Verbindungen werden auch über meinen Ruhestand hinaus Bestand haben.

Wie sehen Deine Pläne im Ruhestand aus?

Ich freue mich auf mein neues Elektrofahrrad, mehr Zeit fürs Lesen, Wandern und einfach öfter mal Pausen einlegen. Ansonsten hält das Leben sicher weiterhin seine eigenen Pläne für mich bereit. Ich bin offen für das, was kommen wird und hoffe, es weiterhin mit viel Optimismus nehmen zu können.

Gibt es etwas, das Du den Kolleginnen oder auch den Schwestern noch mit auf den Weg geben möchtest?

Einen herzlichen Dank möchte ich den Schwestern und meinen Kolleginnen sagen. Danke für die vielen Jahre der vertrauensvollen Zusammenarbeit und der gegenseitigen Wertschätzung.

80 Jahre Fachakademie St. Hildegard: Bildung, Engagement und franziskanischer Geist



Wenn heute junge Menschen die Fachakademie St. Hildegard in Würzburg betreten, begegnen sie modernen Räumen, engagierten Lehrkräften und einem bewährten Ausbildungskonzept. Was viele nicht wissen: Die Wurzeln dieser Bildungseinrichtung reichen zurück bis ins Jahr 1945 – und damit in eine Zeit des Neuanfangs nach dem Zweiten Weltkrieg. Entstanden aus der Initiative der Oberzeller Franziskanerinnen, hat sich die „FakS“ im Lauf der Jahrzehnte zu einer anerkannten und vielgeschätzten Fachakademie für Sozialpädagogik entwickelt.

Vom Seminar zur Fachakademie

Seit 1945 gab es im Kloster Oberzell Lehrgänge zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Handarbeitslehrerinnen – zunächst ausschließlich für den klösterlichen Nachwuchs. Zwei Jahre später wurde das „Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar“ eröffnet und 1950 folgte die Gründung der Frauenfachschule für klösterliche Handarbeitslehrerinnen. 1952 entschied sich die Kongregation, auf den Trümmern des im Krieg zerstörten Hauses Nazareth in der Würzburger Peterpfarrgasse einen Neubau zu errichten. Dieses Gebäude sollte als Ausbildungsstätte für Handarbeitslehrerinnen und Kindergärtnerinnen dienen.

Schon im Jahr darauf zogen die ersten Schwestern ein – in ein Gebäude, das nicht nur Schulräume, sondern auch eine

ambulante Krankenpflegestation, einen Kindergarten und ein Internat beherbergte. Der Name St. Hildegard wurde zum Sinnbild für franziskanisch geprägte Bildung, Fürsorge und gelebte Gemeinschaft.

Die Schule wuchs stetig und wandelte sich: Nach zwei Jahrzehnten staatlicher Genehmigung erhielt sie 1967 die staatliche Anerkennung, 1968 wurde sie zur Fachschule, fünf Jahre später zur staatlich anerkannten Fachakademie für Sozialpädagogik. Immer wieder passte sich das Profil den gesellschaftlichen Anforderungen und bildungspolitischen Vorgaben an – ohne dabei die franziskanischen Wurzeln zu verlieren.

In den 1990er Jahren wurde das Haus St. Hildegard wegen wachsender Schüler:innenzahlen und neuer Konzepte umgebaut. Der Unterricht zog ins Kloster Oberzell um, der Schwesternkonvent verließ 1993 das Haus. 1994 kehrte eine kleine Gemeinschaft unter dem Namen Nazareth zurück und blieb bis 2024. Im Jahr 1995 zog auch die Wohngruppe Berscheba ein. Da um die Jahrtausendwende keine Schwester mehr für die Leitung und den Unterricht zur Verfügung stand, übertrug die Kongregation die Trägerschaft der Fachakademie 2001 an die Caritas Schulen gGmbH, um den Weiterbetrieb der Ausbildung zu sichern. Im gleichen Zuge übergab die Kongregation das Grundstück samt

frisch saniertem Gebäude an den bischöflichen Stuhl, behielt aber als Gemeinschaft das Wohnrecht für die Bereiche im Haus, die für den Schwesternkonvent und die Wohngemeinschaft zur Ausübung des Apostolats genutzt wurden.

Geprägt von Persönlichkeiten

Dass die Fachakademie immer stets mehr war als ein Ort des Lernens, lag nicht zuletzt an den vielen Schwestern, die das Haus über Jahrzehnte hinweg prägten. Von 1953 bis 1993 waren 67 Ordensfrauen in St. Hildegard tätig – sie arbeiteten nicht nur in der Ausbildung von Erzieherinnen und Handarbeitslehrerinnen, sondern auch in der ambulanten Krankenpflege und im Kindergarten.

Bis 1995 wurde die heutige Fachakademie von Oberzeller Schwestern geleitet. Besonders der Name Sr. Agnes Schäfer ist untrennbar mit der Geschichte des Hauses verbunden, wie Sr. Veridiana Dürr betont: „Sr. Agnes hat mit dem Ende des Krieges erkannt, dass wir schnell neue Lehrerinnen und Erzieherinnen ausbilden müssen – mit neuem Geist und frei von altem Gedankengut.“ Deshalb wurden noch 1945 die ersten Lehrgänge angeboten. Fast vier Jahrzehnte lang leitete Sr. Agnes die Einrichtung und ihre Handschrift ist bis heute spürbar – in den Erinnerungen vieler Ehemaliger ebenso wie in den archivalisch bewahrten Unterrichtsheften.

Sr. Veridiana besuchte von 1956 bis 1960 die Schule und ließ sich zur Lehrerin für Hauswirtschaft und Handarbeit ausbilden. Sie erinnert sich an Sr. Agnes als eher kleine Frau mit fröhlicher Art, aber auch als Führungsperson, die einem immer mit einem Rat zur Seite stand. Außerdem habe sie schon damals Partizipation in der Ausbildung umgesetzt. Sr. Veridiana erzählt, dass sie einmal mit ihrer

Schulleiterin über einen anstehenden Wandertag verhandelt habe. So kam es, dass die ganze Klasse einen Tag lang bei der Weinlese half – „das war eine tolle Erfahrung für uns alle“. Sr. Agnes habe eine Atmosphäre geschaffen, in der sich alle wohlfühlen konnten. Diese Erfahrung hat auch Sr. Basildis Röder gemacht, die als Schülerin von 1958 bis 1960 im Kindergärtnerinnenseminar in St. Hildegard war. „Zu ihr hatte ich gleich Vertrauen“, sagt sie über

die damalige Schulleiterin. „Sr. Agnes war gerecht und unparteiisch – auch bei schlechten Noten reagierte sie mit Güte und Wohlwollen.“

Sr. Lydia Kern war ebenfalls im Kindergärtnerinnenseminar (von 1964 bis 1966) und hebt die positive Wirkung hervor, die Sr. Agnes hatte: „Sie setzte sich dafür ein, dass die Ausbildung auf drei Jahre aufgestockt wurde, und gab uns damit die Möglichkeit, unsere Fähigkeiten umfassender zu entwickeln.“ Sr. Lydia erinnert sich an das hohe Niveau des Unterrichts und an die kreative Ausbildung: „Wir hatten Fächer wie Volkstanz und Rhythmik, die uns nicht nur fachlich, sondern auch persönlich förderten.“ Ein Satz von Sr. Agnes ist Sr. Lydia gut im Gedächtnis geblieben:

„Ihr werdet für die Kinder und Eltern immer Vorbilder sein!“

Deshalb sei ihr die gute Ausbildung immer wichtig gewesen. Der Einsatz für eine stetige Weiterentwicklung der Ausbildungsqualität hat auch Sr. Margit Herold beeindruckt, die in St. Hildegard von 1971 bis 1973 zur Erzieherin ausgebildet wurde. „Sr. Agnes war oft in München, um im Kultusministerium eine Erweiterung der Ausbildung zur Fachhochschulreife zu erwirken. Sie war eine der wenigen Schulleiterinnen in Bayern, die dieses Ziel verfolgte“, so Sr. Margit. Diese Bemühungen trugen dazu bei, dass einige Mitschülerinnen später das Fachabitur nutzten und sogar ein Studium begannen.

Neben Sr. Agnes trugen viele weitere Oberzeller Schwestern dazu bei, dass das Haus St. Hildegard mit Fachkompetenz, Kreativität und Fürsorge zu einem besonderen Ort der Bildung wurde. So sind unter anderem auch Sr. Elfriede Scheuer, Sr. Ernesta Nöth, Sr. Anima Walter, Sr. Friedebalda Ammereller, Sr. Judith Feurer und Sr. Eusigna Schultes vielen noch gut in Erinnerung:

„Besonders erwähnen möchte ich Sr. Judith, die durch ihre besondere Art die schwierigen Fächer politische Bildung und Biologie gut erklärte.“

Sr. Margit Herold

„Sr. Elfriede hat uns viel Freiheit gelassen, bei ihr gab es schon damals demokratische Besprechungen, wenn unter uns Jugendlichen Konflikte aufgetreten sind.“

Sr. Veridiana Dürr

„Sr. Ernesta, unsere Werklehrerin, hatte viele Ideen, unsere Kreativität zu fördern und brachte uns mit wenigen Mitteln viele sinnvolle handwerkliche Dinge bei wie das Buchbinden, Batiken oder die Herstellung von Schmuck.“

Sr. Lydia Kern



1981: Der Schwesternkonvent St. Hildegard in Würzburg versammelt sich zum Professjubiläum von Sr. Agnes (unten von links): Sr. Eusigna Schultes, Sr. Friedebalda Ammereller, Sr. Agnes Schäfer, Sr. Gabriele Rosenberger, Sr. Magna Behl sowie (zweite Reihe von links) Sr. Anima Walter, Sr. Emerentiana Wickles, Sr. Elfriede Scheuer, Sr. Hadeline Müller, Sr. Margot Schmitt und (oben von links) Sr. Vinzentine Ebenhöch, Sr. Telhildis Weber, Sr. Luitgard Omert, Sr. Richardis Eberhard, Sr. Ernesta Nöth, Sr. Judit Feurer und Sr. Hildegard Tillmanns.

„An die Pförtnerin Sr. Anima erinnere ich mich gern. Man hat sich im Haus St. Hildegard daheim gefühlt. Jede, die kam, hat sie freundlich begrüßt.“

Sr. Basildis Röder

„Ich erinnere mich auch noch gut an Sr. Friedebalda. Sie war Fachlehrerin für Hauswirtschaft und Kochen und hat uns gut gefördert.“

Sr. Veridiana Dürr

„Nicht vergessen möchte ich Sr. Eusigna, die damals Leiterin des Kindergartens war. Jede von uns fühlte sich glücklich, bei ihr in der Praxis eingeteilt zu werden. Mit minimalen Worten gelang es ihr, sehr schnell Ruhe und Disziplin in einer Gruppe herzustellen und die Aufmerksamkeit der Kinder zu erreichen. Es war ein tolles Lernfeld, die Einbeziehung der Kinder auch bei religiösen Geschichten oder Märchen zu erleben und ihre Kreativität mit wenigen Mitteln zu erfahren.“

Sr. Lydia Kern

Neben den Genannten gab es natürlich viele weitere Ordensfrauen, denen es ein hohes Anliegen war, ihre Schüler:innen zu fördern und zu befähigen, durch die Begleitung von Kindern und Eltern einen wertvollen Beitrag für die Gesellschaft zu leisten, wie Sr. Lydia ergänzt. „Wichtige Werte wie Verantwortlichkeit, Kreativität, Nachhaltigkeit oder religiöse Vermittlung standen dabei im Mittelpunkt.“ Die Erinnerungen der ehemaligen Schülerinnen zeigen auch, wie stark die Gemeinschaft und die Begleitung der Schwestern das Leben der Schülerinnen prägte: Die Schwestern hielten zusammen, waren füreinander da und bildeten eine starke Einheit. „Man hat sich im Haus St. Hildegard daheim gefühlt“, sagt Sr. Basildis. Und Sr. Veridiana fasst zusammen: „Es war eine sehr lebendige Zeit mit umfassender Bildung.“

Auch wenn heute keine Ordensfrau mehr im Lehrbetrieb tätig ist – der Geist, den die Oberzeller Schwestern über Jahrzehnte hinweg prägten, ist im Haus St. Hildegard noch immer spürbar: in der Wertschätzung für die Menschen, im hohen Anspruch an Bildung und in der Haltung, jungen Menschen zuzutrauen, Verantwortung zu übernehmen.



Die Kraft der Verbundenheit beginnt beim „Ja“ zu sich selbst

Das Antonia-Werr-Zentrum begleitet Mädchen und junge Frauen, die aufgrund einer belastenden familiären Situation, psychischer Schwierigkeiten, traumatisierender Erfahrungen (wie massiver Gewalt oder sexuellem Missbrauch) mit sich und ihrem Umfeld alleine nicht mehr zurecht kommen und dringend Hilfe brauchen. Die uns anvertrauten Mädchen und jungen Frauen bringen häufig belastende Biographien mit sich, die verbunden sind mit erlebten Traumata.

Trauma kann tiefe Wunden hinterlassen, die das Gefühl von Isolation und Trennung verstärken. Zentrale destruktive Wirkfaktoren von Traumatisierung sind: Ohnmacht, Kontrollverlust und ein Gefühl von Abgetrennt-sein.

„Wer ein chronisches Trauma erlitten hat, fühlt sich unwiderruflich anders und verliert jegliches Gefühl für sich selbst.“

(Judith L. Herman)

Für unsere Mädchen und jungen Frauen im Antonia-Werr-Zentrum, die traumatische Erfahrungen durchgemacht haben, ist die Erfahrung von Verbundenheit ein entscheidender Faktor für Heilung und Stabilität.

Aus einer spirituellen Perspektive wird Verbundenheit als wesentlich für den Heilungsprozess gesehen. Es geht um ein Gefühl des Verbunden-seins in der Überwindung von Abgetrennt-sein, um ein Gefühl von Zugehörigkeit in der Überwindung von Einsamkeit und die zunehmende Überzeugung, dass ich „geliebt bin, weil ich bin“ in der Überwindung von fremdbezogenem Objektsein.

Diese Verbundenheit fördert nicht nur das Gefühl der Geborgenheit, sondern öffnet auch einen Raum für Heilung und Integration. Sie erinnert uns daran, dass wir nicht isoliert, sondern in ein Netzwerk des Mitgefühls und Angenommenseins eingebunden sind. Für unsere Mädchen und jungen Frauen kann die Erfahrung von Verbundenheit mit sich und anderen eine kraftvolle Ressource sein, um Trauma zu bewältigen, Selbstvertrauen aufzubauen und wieder zu innerer Zufriedenheit zu gelangen.

Traumasesensible Spiritualität

In unserer spirituellen Traumapädagogik geht es darum, sich mit dem inneren heiligen Grund zu verbinden und diesen als möglichen sicheren Ort zu etablieren und zu

pflügen. Dies gelingt uns dadurch, dass wir den Mädchen Erfahrungsräume zur Verfügung stellen, die sich heilsam auf ihre Traumasymptome auswirken können und zugleich den Weg zu einer spirituellen Erfahrung möglich machen.

Das kann über die achtsame Einübung von Meditation, den Einsatz von Atemtechniken oder durch Gebetsübungen gestaltet werden. Beten in diesem Zusammenhang bedeutet, dem Schmerz Ausdruck verleihen zu dürfen, dem Erfahrenem behutsam wieder eine Stimme geben oder angstfrei Wünschen und Bitten neu zu erproben. Dies sollte in einer wertschätzenden Resonanz und einem so weit als möglich sicheren Beziehungsraum mit unseren Mitarbeitenden einen Platz finden. Somit ist Spiritualität als Schutzfaktor und Teil eines so weit als möglich sicheren Ortes zu begreifen.

Spiritualität wirkt und spirituelle Erfahrungsräume eröffnen Wege in eine mitfühlende Gesellschaft, die Zugehörigkeit vermitteln, Grenzen als Verbindungen sehen und das Gefühl der Verbundenheit untereinander und als Teil dieser Schöpfung für unsere Mädchen und jungen Frauen transportiert. Eine traumasensible Spiritualität hat somit auch eine gesellschafts- und sozialpolitische Dimension.

Hey, ich bin normal!

Für die Mädchen und jungen Frauen war es unter ihren „unnormalen“ Lebensumständen normal, dementsprechende Verhaltensweisen zu zeigen. Dies ist erst einmal grundsätzlich zu würdigen. Deshalb braucht es Zeit und Geduld, damit diese Überlebenskünstlerinnen erfahren und erkennen können, dass ihre bisherigen Strategien nicht mehr hilfreich sind.

Im Rahmen unseres Buchprojektes „Hey, ich bin normal!“ (Weiss/Sauerer, 2018: Hey, ich bin normal, Beltz Juventa Verlag, Weinheim), in dem sich unsere Mädchen und jungen Frauen als Expertinnen für herausfordernde Lebensumstände mit diesen Themen intensiv auseinandergesetzt haben, entstanden viele heilsame Prozesse. Ihr eigenes Erfahrungswissen erweiterte sich zum Expertenwissen. Auf diese Weise „herausgelöst“ wurde es zur Expertise und war nicht mehr unmittelbar so schmerzhaft mit den eigenen Traumata verbunden. Die Mädchen und jungen Frauen haben sich ihre oft sehr schlimmen Erfahrungen – im Buch Schlamassel genannt – gegenseitig vorgelesen.



Zeugenschaft

Darüber hinaus bekam diese Form der Zeugenschaft eine spirituelle Dimension. Loyalität und Solidarität wurden im Hören der „Geschichten“ erfahrbar als anwesende Wirklichkeit bezeugt und dadurch der innere Glauben an sich selbst bekräftigt. Die Verbundenheit mit sich selbst, mit dem eigenen inneren unverletzten Wesenskern konnte so in kleinen behutsamen Schritten gestärkt werden.

Sie bekräftigten ihr „ja“ zu ihrem Gewordensein, ihrer Wahrheit und ihren Glauben an sich, die immer mehr Raum in ihnen gewinnen durften und das Verbundensein mit sich selbst nährten. Die Zugehörigkeit zu gleichgesinnten Expertinnen mit ähnlichen Erfahrungen besänftigte das Gefühl des Abgetrennt-seins und öffnete Türen für die neue Erfahrung der Verbundenheit mit sich und anderen.

„Ohne das Sprechen mit anderen als eine Form des Miteinanders können wir uns weder unserer Selbst noch der Welt wirklich gewiss sein.“

(C. Emcke)

Letztlich hat uns ganz im traumapädagogischen Sinne eine heilende Gemeinschaft getragen. Es ist, als würde das Innere mit Liebe benetzt werden. Ein Beginn von Nachnähren in der Wahrheit des eigenen Lebens.

Anja Sauerer
Geschäftsführerin und Gesamtleiterin
Institutsleiterin AWZ Institut für Traumapädagogik
www.antonia-werr-zentrum.de

Ordnen, bewahren, erinnern

Das Klosterarchiv erzählt Geschichte – dank des Engagements von Sr. Erentrud Iselt, Sr. Basildis Röder und Christine Hagedorn



Sr. Erentrud Iselt zwischen Archivregalen, die viel Raum bei wenig Platz bieten.

Archive bilden das Gedächtnis jedes Ordens, jeder Kongregation. Ohne die Kenntnis um diese Wurzeln würde man heute Vieles nicht mehr verstehen, wären viele Entwicklungen nicht nachvollziehbar. Den Grundstein für das heutige Archiv im Kloster Oberzell legten Sr. Erentrud Iselt und Sr. Basildis Röder in den 1980er Jahren. Sie begannen, Materialien systematisch zu ordnen und zu sichern – in einer Zeit, in der das Bewusstsein für Archivarbeit noch im Entstehen war. Heute liegt die Verantwortung bei Archivarin Christine Hagedorn, die mit geschultem Blick und einem feinen Gespür für Geschichte den Schatz des Archivs bewahrt, erschließt und für die Zukunft sichert.

Wie kam es dazu, dass Ihr mit dem Aufbau des Archivs betraut wurdet?

Sr. Erentrud: Ich war seit 1965 im Sekretariat tätig. Sr. Basildis war damals für die Finanzbuchhaltung zuständig. Als es darum ging, jemanden für den Aufbau eines Archivs zu gewinnen, lag es nahe, dass jemand aus dem Büro diese Aufgabe übernimmt. Wir beide waren die „Auserwählten“ (lacht). Wir durften von 1984 bis 1986 am Volkersberger Kurs teilnehmen, einer Ausbildung im kirchlichen Registratur- und Archivwesen. Und meine Abschlussarbeit war die Erstellung eines Aktenplans nach Dezimalsystem für unser Archiv. Wir haben viel gelernt, oft bis in die Nacht und beim Abendessen haben wir uns gegenseitig abgefragt.

Wie sah das Ablagesystem denn zu der Zeit aus?

Sr. Erentrud: Das ganze Sekretariat war damals vollgestopft mit Leitz-Ordern – jedes Jahr ein neuer und darin einfach alphabetisch sortiert. Es gab keine Sachgebiete oder Themen. Das war ein Chaos. Wir mussten erst einmal gucken, was überhaupt alles da war. Nur die Schriftstücke von Mutter Antonia waren damals schon separat abgelegt.

Sr. Basildis: Die Archivalien der Buchhaltung waren in großen Holztruhen und Schränken. Niemand wusste, was drinnen war. Um sie zu schützen, waren sie teilweise in Zeitungspapier verpackt – weil Schädlinge die Druckerschwärze meiden. Im Kurs habe ich gelernt, dass viele Unterlagen, auch weit über die üblichen Aufbewahrungsfristen hinaus, archivwürdig sind.

Wie seid Ihr den Aufbau des Archivs angegangen?

Sr. Erentrud: Wir bekamen zwei leer stehende Schlafzimmer im zweiten Stock – eins für jede von uns. Wir besorgten Schachteln, haben sie provisorisch nach dem Aktenplan mit Zahlen beschriftet für die verschiedenen Sachgebiete. Die „0“ stand für die Gründung, „1“ für Spirituelles, „2“ für die Generalleitung und Konvente und so weiter. Die Zimmer waren ringsherum voll mit Schachteln. Die alten vorhandenen Schriftstücke waren in Packpapier auf den Schränken gelagert. Das Schriftgut der letzten Jahrzehnte, das alphabetisch in Leitzordnern abgeheftet war, wurde in die vorbereiteten Schachteln nach Aktenplan einsortiert. Tagsüber haben wir in unseren regulären Bereichen gearbeitet und abends von 19 Uhr bis Mitternacht wurde sortiert. Wir waren sozusagen die Gründerinnen des Archivs (lacht). Sogar Besuch bekamen wir, andere Gemeinschaften haben sich bei uns Anregungen geholt. Wir galten damals fast ein wenig als Vorreiterinnen, auch wenn andere später noch aufwendigere Lösungen umgesetzt haben.

Sr. Basildis: In den Zimmern haben wir vorsortiert und im heutigen Norbertussaal haben wir dann ein richtiges Archiv aufgebaut, mit großen, verschiebbaren Regalen. Wir hatten viel Platz, und es machte Freude. Mit dem Umbau 2006 wurde dann das Archiv in den Keller verlegt, den Norbertussaal haben wir für unsere Gemeinschaft gebraucht. Ich bin den damaligen Zivis sehr dankbar: Sie haben uns viel geholfen beim Umzug des Archivs.

Was war das Besondere an der Archivarbeit und wie gestaltet sich das heute?

Sr. Erentrud: Es hat mir Spaß gemacht, sogar das Aussortieren. Man hat dabei ja auch vieles gesehen und gelernt. Besonders spannend war das Nachforschen: Wenn ich etwas gefunden habe, war das immer ein kleiner Erfolgsmoment. Wir waren sehr aufmerksam und haben auch den Konventen Bescheid gegeben, dass sie Unterlagen für das Archiv sammeln. Bei Auflösungen bekamen wir dann oft ganze Bestände, die wir entsprechend eingeordnet haben. Unser Aktenplan hat sich mitentwickelt. Später wurde vieles di-



gital, das hat dann aber Christine Hagedorn übernommen. Sie hat die Dateien nach unserem Aktenplan geordnet. Heute helfe ich im Archiv mit, wenn ich kann. Spannend sind immer Anfragen von außen, von ehemaligen Heimkindern oder von Verwandten verstorbener Schwestern. Das Interesse an unserer Geschichte ist groß – und es ist schön, dazu etwas beitragen zu können.

Christine, Du wurdest ursprünglich eingestellt, um die Briefe von Antonia Werr zu transkribieren. Wie kam es, dass Du schließlich das Archiv übernommen hast?

Christine Hagedorn: Die Transkription der Briefe war der eigentliche Grund, warum ich damals angestellt wurde. Es ging um den Briefwechsel zwischen Antonia Werr und Staatsrat Maximilian Freiherr von Pelkhoven, der sie bei der Gründung des katholischen Jungfrauenvereins der heiligen Kindheit Jesu – so der damalige Titel der Oberzeller Franziskanerinnen – sehr unterstützt hatte. Von 1853 bis 1864 fand ein intensiver Austausch in 225 Briefen statt. Mit kleinen Unterbrechungen durch Elternzeiten bin ich jetzt seit 35 Jahren hier. Die Archivarbeit kam nach und nach dazu, erst nebenbei, später mit immer mehr Verantwortung. 2013 habe ich zwei Fortbildungsmodule besucht und 2016/17 dann den gesamten Volkersberger Kurs, die Aus- und Fortbildung für Mitarbeitende in kirchlichen Archiven und Registraturen. Damit konnte ich 2018 dann auch ganz offiziell die Leitung des Archivs übernehmen.

Was macht das Archiv in einem Kloster so besonders?

Christine Hagedorn: Im Unterschied zu vielen anderen Archiven dokumentieren wir nicht nur die beruflichen Tätigkeiten, sondern das gesamte Leben der Schwestern. Ihr Wirken und ihre Spiritualität gehören untrennbar zusam-

men. Deshalb finden sich bei uns zum Beispiel auch persönliche Aufzeichnungen, Predigten oder spirituelle Texte. Das Archiv ist damit nicht nur ein Ort der Nachvollziehbarkeit des Verwaltungshandelns, sondern auch ein Ort des Erinnerns, des Verstehens und manchmal auch der Versöhnung.

Wie kann das Archiv zur Versöhnung beitragen?

Christine Hagedorn: Vor einiger Zeit hatte ich Kontakt zu einer Familie, in der das Thema Kloster ein richtiges Tabu war. Eine Angehörige hatte den Eindruck, dass der Aufenthalt ihrer Tante im Kloster problematisch gewesen sei. Durch meine Recherche konnte ich persönliche Aufzeichnungen dieser Schwester finden. Darin war zu lesen, wie gut es ihr hier ging, wie dankbar sie war. Das hat in der Familie sehr viel gelöst. Solche Momente sind für mich auch besonders.

Welche Aufgaben gehören zu Deinem Arbeitsalltag im Archiv?

Christine Hagedorn: Das ist ein ziemlich vielfältiger Bereich. Natürlich gehört die klassische Archivarbeit dazu: Unterlagen – seien sie analog oder digital – bewerten, verzeichnen, sichern, erhalten und zur Nutzung zur Verfügung stellen. Ich arbeite mit spezieller Archivsoftware, beantworte Rechercheanfragen – auch von außen. Vor allem letztere, die vielleicht auch etwas komplizierter sind und intensivere Nachforschungen im Archiv erfordern, machen mir am meisten Spaß.

Wer darf überhaupt ins Archiv?

Christine Hagedorn: Der Zugang zum Archivmagazin ist nur der Generaloberin und der Archivarin erlaubt. Da es im Keller liegt, müssen entsprechende Vorkehrungen getroffen werden, damit es vor allem nicht zu feucht ist. Ein zu feuchtes Klima begünstigt die Entstehung von Schimmel und gefährdet die Archivalien.

Was hat sich über die Jahre am meisten verändert?

Christine Hagedorn: Sicher die Digitalisierung. Sie ist Chance und Herausforderung zugleich. Es entstehen immer mehr elektronische Dokumente, und damit wächst auch der Bedarf, sie dauerhaft und sicher zu archivieren. Die Langzeitarchivierung ist eine große Baustelle – nicht nur bei uns.

Gibt es Stücke oder Unterlagen, die Euch persönlich besonders beeindruckt haben?

Sr. Basildis: Besonders bewegt hat mich eine kleine Rechnung über Rundfunkgebühren. Auf der Rückseite stand: „Auf das Hören eines Schwarzsenders steht Todesstrafe.“ Auch alte Lohnbücher waren wichtig: Als uns einmal vorgeworfen wurde, Kriegsgefangene schlecht behandelt zu haben, konnten wir mit diesen Dokumenten belegen, dass sie den gleichen Lohn erhielten wie unsere eigenen landwirtschaftlichen Arbeiter. Es gibt sogar Briefe ehemaliger Gefangener, in denen sie sich für die faire Behandlung und für Kleidermarken bedankten, die man ihnen überlassen hat-



Recherchieren im Archiv: Alltag für Archivarin Christine Hagedorn

Wo alles begann: Sr. Basildis Röder im Norbertussaal



te. Beeindruckt haben mich auch die Unterlagen zur sogenannten „Deutschland-Aufbau-Hilfe“: Unsere Schwestern in den USA haben unter großen Entbehrungen Geld gesammelt, um den Wiederaufbau zu unterstützen. Das Geld wurde über Umwege in die Schweiz geschickt und von einem Pater hierher überwiesen. Leider sind die entsprechenden Dokumente später vernichtet worden. Manchmal waren es auch ganz einfache Dinge, die spannende Einblicke gaben, etwa handgeschriebene Bankauszüge der Ligabank oder Rechnungen aus der Gründerzeit, wie die über eine Tonne Salzheringe zu Beginn der Fastenzeit.

Christine Hagedorn: Für mich sind das die Briefe von Antonia Werr. Bei der Transkription damals habe ich einen direkten Zugang zur Geschichte und zur Persönlichkeit dieser außergewöhnlichen Frau bekommen. Das war schon sehr eindrucksvoll, mit wie viel Mut und Energie sie als Frau im 19. Jahrhundert eine religiöse Gemeinschaft mit dem Auftrag, sich um Frauen in Krisen zu kümmern, gegründet hat.

Sr. Erentrud: Mich haben viele alte Dokumente beeindruckt, vor allem aus der Kriegszeit. Etwa Karteikarten von Geflüchteten, die während des Kriegs bei uns untergekommen sind. Da wird sichtbar, wie vielfältig unsere Geschichte ist.

Sr. Erentrud Iselt

Jahrgang 1939

Profess 1965, seither Mitarbeiterin im Sekretariat, von 1985 bis 2018 hauptverantwortliche Archivarin

Sr. Basildis Röder

Jahrgang 1941

Profess 1963, seither in der Finanzbuchhaltung, von 1987 bis 2019 Generalökonomin der Kongregation

Christine Hagedorn

Jahrgang 1962

verheiratet, drei Kinder, Studium der Romanistik und Geschichte M.A., seit 1990 im Kloster Oberzell angestellt, seit 2018 hauptverantwortliche Archivarin



Musik, die verbindet und Erinnerungen weckt

Singstunde mit Christine Reitmeier und Locke im Antoniushaus

Schwester Winifred strahlt, als sie den Raum betritt: „Locke hat mir schon verraten, dass ihr da seid.“ Die 94-Jährige gehört zu den ersten, die heute zum Singkreis kommen – und begrüßt natürlich zunächst die Hündin, die wie immer an der Seite von Christine Reitmeier das Antoniushaus besucht. Hier singt die 60-Jährige aus Würzburg ehrenamtlich zweimal die Woche mit den Bewohnerinnen des Alten- und Pflegeheims der Oberzeller Franziskanerinnen. Sie ist eine von derzeit fünf Ehrenamtlichen, die sich im Antoniushaus auf vielfältige Weise einbringen: Sie übernehmen Pforten- und Fahrdienste, unterstützen das Personal in der Betreuung, besuchen die Bewohnerinnen, gehen mit ihnen spazieren, lesen ihnen vor – oder singen gemeinsam.

Christine Reitmeier ist mit den Vorbereitungen beschäftigt. Ein paar Liedblätter werden sortiert, Stühle gerückt, die Gitarre gestimmt. Langsam füllt sich der Brunnenplatz. Manche Be-

wohnerinnen kommen mit Unterstützung, andere selbstständig. Die Ehrenamtliche begrüßt sogar die Seniorin, die heute wegen Rückenschmerzen lieber im Bett bleibt – sie schaut kurz in ihr Zimmer und lässt die Tür offen, damit sie trotzdem mithören kann. Locke begrüßt die Frauen in der Hoffnung auf ein Leckerli – und wird nicht enttäuscht.

Es ist Freitagnachmittag, rund 20 Frauen haben sich versammelt – Zeit für die Singstunde. Und die beginnt oft gleich: mit einem Lied, das jede in der Runde mit ihrem Namen begrüßt. Es ist ein Moment der persönlichen Ansprache, der Nähe – „ein Zeichen dafür, dass ich sie sehe“, erklärt Christine Reitmeier. Die Reaktionen sind unterschiedlich: die meisten lächeln, manche winken, eine Schwester erhebt sich kurz und bedankt sich für diese Aufmerksamkeit.

Seit zwei Jahren gestaltet die Sozialpädagogin ehrenamtlich Singstunden

im Antoniushaus – und ist mit ihrer ruhigen, zugewandten Art längst Teil des Hauses geworden. Viele Schwestern kennen sie inzwischen gut. Immer dabei und mittendrin: Hündin Locke. Sie wird erwartet, gefüttert und geliebt. „Sie ist der heimliche Star hier“, sagt Christine Reitmeier und schmunzelt.

Sie habe früher schon den Plan gehabt, sich in irgendeiner Form musikalisch einzubringen, wenn sie mal in Rente ist, erzählt die 60-Jährige. Als ausgebildete Erzieherin habe sie früher viel gesungen – vor allem mit Kindern, aber auch im Chor. Später, nach ihrem Studium der Sozialen Arbeit und dem damit verbundenen neuen Job in der Obdachlosenarbeit der Stadt Würzburg, war das Singen nur noch selten Teil ihres Berufs. Dafür lernte sie so die Oberzeller Franziskanerinnen kennen – besonders den Fachbereich Frauen, der damals noch von Sr. Irmlind Rehberger geführt wurde. Nur wenige Monate später übernahm Karola Herbert die Leitung, vor allem mit ihr hatte

Christine Reitmeier viel zu tun. „Wir haben immer sehr gut zusammengearbeitet.“ Neben Sr. Irmlind war es auch Sr. Wiltrud Helldörfer, die Christine Reitmeier beeindruckte. Sr. Wiltrud engagierte sich damals ehrenamtlich im Haus Antonia Werr. Im Wohnzimmer war sie für die wohnungslosen Frauen da: Sie unterhielt sich mit ihnen, bastelte, strickte, spielte und feierte mit den Frauen, die niemanden hatten, ihren Geburtstag. „Das hat mich sehr inspiriert.“

2016 entdeckte Christine Reitmeier die Initiative der Singenden Krankenhäuser – und absolvierte eine Weiterbildung im Heilsamen Singen. Die Verbundenheit zu den Schwestern war noch da, und als sie Sr. Wiltrud im Antoniushaus wiedersah, bot sie sich für ein Ehrenamt an. „Nachdem im Gespräch bekannt wurde, dass ich Gitarre spiele und gerne singe, war meine Aufgabe schnell gefunden.“

Seither bringt sie an zwei Nachmittagen pro Woche Musik in den Alltag des Pflegeheims, einmal im Monat begleitet sie zudem den Gottesdienst im Antoniushaus mit der Gitarre. Ihr Repertoire ist vielseitig: Sie singt mit den Bewohnerinnen Faschings- und Volkslieder, Mariengesänge im Mai, St.-Martins-Stücke im Herbst oder Advents- und Weihnachtsmusik. Manche Titel stammen aus Kindertagen. Besonders bei ehemaligen Erzieherinnen, aber auch bei Demenzerkrankten rufen diese Melodien oft Erinnerungen wach – fast immer verbunden mit einem Lächeln.

Darüber hinaus äußern die Frauen auch Liedwünsche, die Christine Reitmeier gerne erfüllt, und sie singen natürlich franziskanische Melodien. „Das war unsere Zeit – wir waren jung und franziskanisch“, habe eine Schwester ihr einmal gesagt. „Man spürt richtig, mit wie viel Herzblut und Leidenschaft die Schwestern hinter dem Sendungsauftrag der Gemeinschaft stehen“, betont die Ehrenamtliche. Sie schätzt die Ruhe, die Gelassenheit, das Vertrauen, was viele der betagten Schwestern ausstrahlen. „Ich bin immer wieder beeindruckt von diesen Frauen und dem, was sie in ihrem Leben geleistet haben“, sagt sie. Dabei meint sie nicht nur die Arbeit an sich, sondern vielmehr das, was die Schwestern geschaffen und bewirkt haben. „Man kann so viel von ihnen lernen.“

Oft setzt sich eine Betreuungskraft mit in die Runde. Sie zeigt den Frauen die richtige Seite in der Liedmappe, sorgt dafür, dass alle gut sitzen, und behält die Bewohnerinnen im Blick. Auch vom Pflegepersonal ist immer jemand in der Nähe. Für die Singkreisleiterin ist das keine Selbstverständlichkeit. Sie weiß, was es heißt, sich im eng getakteten Pflegealltag Zeit zu nehmen – und spürt den Respekt, die Fürsorge und das Engagement, mit dem hier gearbeitet wird. Vieles davon geschehe leise, im Hintergrund und gerade deshalb möchte sie es gewürdigt wissen.

Als Christine Reitmeier „Mein Hut, der hat drei Ecken“ anstimmt, kommt

Schwung in die Runde. Auch andere Lieder werden mit kleinen Bewegungen begleitet: Hände an Ellbogen und auf den Kopf, Klatschen, Stampfen, Winken – so wie es eben geht. Überhaupt ist es ein Kreis, in dem jede nach ihren Möglichkeiten mitmacht: mit voller Stimme, mit einem Summen, mit wippendem Fuß oder auch lauschend mit geschlossenen Augen. Am Ende der Stunde bedankt sich eine Schwester strahlend bei Christine Reitmeier: „Dankeschön. Es ist immer so mitreißend!“

Hintergrund: Singende Krankenhäuser e. V.

Der Verein Singende Krankenhäuser e. V. wurde 2009 aus einem Patientenauftrag heraus gegründet. Ziel ist es, die heilsame und gesundheitsfördernde Kraft des Singens in Kliniken, Pflegeeinrichtungen und Selbsthilfegruppen zu bringen. Dabei steht nicht die Leistung im Vordergrund, sondern das gemeinschaftliche, achtsame Singen, das Sicherheit, Lebendigkeit und Verbundenheit fördert. Das Netzwerk bietet zertifizierte Singangebote sowie Weiterbildungen für Singanleitende an. Studien und Erfahrungen zeigen: Singen kann Selbstheilungskräfte stärken, Zuversicht und Lebensfreude wecken – gerade in Zeiten von Krankheit oder Krisen. Infos unter: www.singende-krankenhaeuser.de



Südafrika: Begegnungen, die verbinden

Einblicke in den Alltag der Kinder: Schwestern zu Besuch in Niedernberg und Zell

Bewegende Lieder, wissbegierige Kinder und berührende Begegnungen: Schwestern aus den südafrikanischen Konventen der Oberzeller Franziskanerinnen haben im Mai die Kindergärten St. Laurentius in Zell am Main (Landkreis Würzburg) und St. Cyriakus in Niedernberg (Landkreis Miltenberg) besucht. In beiden Einrichtungen gibt es bis heute eine enge Verbindung zu den Oberzeller Schwestern – nicht zuletzt, weil die Ordensfrauen dort über viele Jahrzehnte tätig waren. Und sie unterstützen seit jeher die wichtige Arbeit in Südafrika mit Spenden.

In Niedernberg lebten und wirkten Sr. Damaris Englert und Sr. Norbertine Rüh noch bis Ende 2020. Beide begleiteten den Besuch aus Südafrika, was für große Wiedersehensfreude in Niedernberg sorgte. In Zell am Main erinnert man sich bis heute gern an die Zeit, als Schwestern den Kindergarten prägten. Den Südafrika-Besuch nutzten auch die Schwestern Rut Gerlach, Eusigna Schultes und Trudhild Hennrich für ein Wiedersehen.

Die Mädchen und Jungen in beiden Kindergärten hatten sich gut vorbereitet: Im Vorfeld hatte Julia Scharnagl, Ko-

ordinatorin für die Südafrika-Projekte, vor Ort Fotos und Videos aufgenommen, die den Kindergärten zur Verfügung gestellt wurden. So erfuhren die Kinder schon vor dem Besuch viel über die Einrichtungen, über den Alltag und die Tierwelt in Südafrika. Die Gruppen werden sich mit dem Thema Südafrika auch noch die nächsten Wochen intensiv beschäftigen. Von ihren Gästen wollten die Mädchen und Jungen dann genauer wissen, wie vor allem das Leben der Kinder in Südafrika aussieht – und stellten ihre Fragen mit großem Interesse.

Sr. Assumpta Hadebe, Sr. Yolanda Fihlani, Sr. Teresa Zungu und Julia Scharnagl waren überwältigt von der herzlichen Aufnahme. Gemeinsam wurde gesungen und gelacht. Kleine Geschenke wechselten die Seiten – sichtbares Zeichen der bleibenden Verbundenheit. So kann interkultureller Austausch aussehen. Wir sagen Danke: Siyabonga!

Das Video- und Fotomaterial stellen wir gerne auch weiteren Kindergärten zur Verfügung. Melden Sie sich per E-Mail an: verbunden@oberzell.de.



Wenn Wasser und Strom reine Glückssache sind

Das Kinderheim St. Joseph in Mbongolwane, Südafrika, steht im Alltag vor großen Herausforderungen bei der Wasser- und Stromversorgung.

Frühmorgens dreht Thabeka den Wasserhahn auf. Sie ist heute die erste im Mädchenbadezimmer und will sich das Gesicht mit erfrischend kaltem Wasser waschen. Aber was da aus dem Hahn tropft, reicht nicht einmal aus, um die Zahnbürste zu benetzen. Wieder einmal steht den Kindern und Mitarbeitenden im Kinderheim ein Tag ohne fließendes Wasser bevor.

Wie viele Südafrikaner:innen kennt Thabeka Situationen wie diese genau – das junge Mädchen weiß, wie sie über Umwege trotzdem zum Ziel kommt. Neben dem Waschbecken stehen Kanister und leere Plastikflaschen bereit, die Thabeka draußen mit frischem Regenwasser auffüllt. Der Gang zur Regentonne vor dem Haus ist so selbstverständlich geworden wie das Tragen ihrer Schuluniform. Diesen Sommer hat es viel geregnet, der große, grüne Tank ist gut

gefüllt. Nach und nach kommen auch die anderen Kinder nach draußen, um ihr zu helfen. Gemeinsam mit ihren Betreuer:innen schleppen die Kinder das kostbare Gut zurück ins Haus – oft typisch afrikanisch, auf ihren Köpfen.

Mühsam bleibt das Leben trotzdem: Ein Tag ohne fließendes Wasser bedeutet, die Wäsche von 30 Kindern mit der Hand zu waschen, abends nicht duschen zu können und Geschirr in einem großen Bottich abzuspülen. Selbst für die Wasserversorgung verantwortlich zu sein, ist anstrengend und zeitraubend und wer keinen Regenwassertank besitzt, steht vor gewaltigen Problemen. Die Kinder und Mitarbeiter:innen in St. Joseph haben Glück, weil vor einiger Zeit mit Hilfe von Spenden ein Wassertank angeschafft werden konnte. Was aber geschieht in der Trockenzeit, wenn der Tank leer bleibt?



Der lange Weg zum Wasser

Das Kinderheim ist Teil einer Missionsstation, die auf einem kleinen Berg liegt. Im Jahr 1924 gruben Mitglieder des damals ansässigen Benediktinerordens mehrere Brunnen am Fuße des Hügels, um die Wasserzufuhr der gesamten Station zu sichern. Im Laufe der Zeit wurden diese zu tiefen Bohrlöchern ausgebaut, die bis heute die Missionsstation und ihre Gebäude mit dem kühlen Nass versorgen. Der Bedarf ist groß, aber von ursprünglich sieben Bohrlöchern sind heute nur noch zwei in Betrieb; die anderen sind ausgetrocknet oder nicht mehr nutzbar.

Damals bauten die Benediktiner ein effektives, aber aufwendiges Leitungssystem, in dem Wasser über Rohre auf den Hügel geleitet wird, um dort über Tanks auf dem Kirchendach wieder nach unten zu fließen. Erst dann wird es in die verschiedenen Gebäude transportiert und aufgeteilt. Heutzutage sorgen Druckpumpen dafür, dass Wasser aus den Bohrlöchern in ein riesiges Auffangbecken gelangt, um dann mit weiteren Pumpen in die einzelnen Gebäude aufgeteilt zu werden. Wenn das Wasser bei den Kindern ankommt, hat es bereits knapp zwei Kilometer zurückgelegt. Die Pumpen müssen ständig auf Hochdruck arbeiten, und dabei kommt es immer wieder zu „Ermüdungserscheinungen“. Wenn dann auch noch der Strom ausfällt, wie so oft in Südafrika, wird ebenfalls die Wasserzufuhr gekappt, denn ohne Strom kann keine Pumpe laufen.

Um diesen Missstand zu beheben und unabhängig zu werden, benötigt das Kinderheim dringend ein eigenes Wasserloch. Im Januar 2025 gaben die Oberzeller Franziskanerinnen zwei Bohrungen in Auftrag, finanziert durch Spendengelder aus Deutschland und Europa. Obwohl die verantwortliche Firma vor Ort höchste Qualitätsstandards einhielt – unter anderem durch den Einsatz eines Geo-Hydrologen, der mit wissenschaftlichen Messungen geeignete Punkte auslotete, an denen gegraben werden sollte – blieb die Suche nach Wasser erfolglos: Nach mehreren Tagen und in 150 Meter Tiefe musste die Bohrung abgebrochen werden. Für alle Verantwortlichen war der ausbleibende Erfolg ein Schock, den es erst einmal zu verdauen gilt. Nun muss nach Alternativen gesucht werden, auch neue finanzielle Mittel sind nötig, um Thabeka und ihren Freund:innen langfristig einen sicheren Zugang zum Elixier allen Lebens zu ermöglichen.



Fehlender Zugang zu Strom

Mit seinen Problemen ist das Kinderheim nicht alleine: Bei einer Fahrt durchs Hinterland der Provinz KwaZulu-Natal begegnet man immer wieder Menschen, die am Straßenrand große Behälter mit Wasser durch die sengende Hitze schleppen. Die Lasten, die besonders Frauen über viele Kilometer hinweg auf ihren Köpfen nach Hause balancieren, sind für Menschen aus Europa kaum vorstellbar. In abgelegenen Gebieten gibt es meist nur eine zentrale Wasserstelle, an der sich Bewohner:innen bedienen können – entweder durch Brunnen oder den Einsatz von Tanklastwagen, die es den Menschen an bestimmten Tagen ermöglichen, ihre Kanister aufzufüllen.

Neben Wasser fehlt vielen Südafrikaner:innen auch der Zugang zu Elektrizität. Viele der weit verstreuten Häuser im Zululand haben keinen Stromanschluss – auch in Mbongolwane. Dort bieten Kerzen und Paraffinlampen oft die einzige Lichtquelle, wenn es abends dunkel wird. Gekocht wird am offenen Feuer oder an kleinen Gasherden. Und diejenigen, die über einen Stromanschluss verfügen, sind längst nicht aus dem Schneider: Der staatliche Stromversorger, macht seit vielen Jahren vor allem durch Korruption, Misswirtschaft und ausgeprägte Phasen von Load Shedding (geplante Stromabschaltungen) von sich reden. Auch St. Joseph muss sich dieser Herausforderung stellen. Vor einigen Jahren konnte – ebenfalls finanziert durch Spendengelder – erfolgreich Solarstrom auf dem Dach des Kinderheims installiert werden. Leider reicht es aber derzeit (noch) nicht, um genügend Strom für alle Bedürfnisse zu erzeugen, besonders im südafrikanischen Sommer, wenn die Sonne weniger scheint, da Regenzeit ist.

Thabeka ist mittlerweile wieder von der Schule nach Hause gekommen. Sie wäscht ihre Socken in einem kleinen Eimer, und sie tut es mit einem Lächeln. Resilienz ist eine Eigenschaft, die in Südafrika sprichwörtlich jedes Kind mit der Muttermilch aufsaugt. Thabeka weiß: Es kann dauern, bis die Pumpe des Bohrlochs repariert werden kann. Bis dahin wird sie ihre Kleidung weiterhin mit der Hand waschen müssen.

Julia Scharnagl
Südafrika-Koordinatorin für die Kongregation



Ihre Spende kommt dort an, wo sie gebraucht wird.

Verwendungszweck: Gerne können Sie über ein Stichwort selbst festlegen, ob Sie das Kinderheim St. Joseph, den Antonia-Werr-Kindergarten oder die Holy Childhood School in Südafrika, die Geflüchtetenarbeit im Kloster Oberzell oder den Fachbereich Frauen unterstützen wollen.

Spendenkonto: Kloster Oberzell

IBAN: DE68 7509 0300 0503 0180 08

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung und Vergelt's Gott!



QR-Code für
Online-Banking

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

IBAN des Kontoinhabers

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

K l o s t e r 0 b e r z e l l

IBAN

D E 6 8 7 5 0 9 0 3 0 0 0 5 0 3 0 1 8 0 0 8

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

G E N O D E F I M O S

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers

S p e n d e n f ü e r :

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

D E

08

Datum

Unterschrift(en)

Sie wollen die Arbeit der Oberzeller Franziskanerinnen unterstützen?

Jede einzelne Spende bewirkt etwas – herzlichen Dank für Ihre Unterstützung! Natürlich stellen wir Ihnen auf Wunsch eine steuerwirksame Zuwendungsbestätigung aus.

Unser Spendenkonto: Kloster Oberzell
IBAN: DE68 7509 0300 0503 0180 08



SCHREIBEN SIE UNS

Kennen Sie jemanden, der/die an einem kostenfreien Abonnement der LUPE interessiert sein könnte oder haben Sie Anregungen oder Fragen? Dann senden Sie uns eine

 E-Mail an:
lupe@oberzell.de

FOLGEN SIE UNS

 www.facebook.com/KlosterOberzell

 www.instagram.com/KlosterOberzell

 www.youtube.com/@KlosterOberzell

NEWSLETTER

Interessiert an aktuellen Themen, Impulsen oder Veranstaltungstipps? Newsletter abonnieren unter www.oberzell.de/newsletter

VERANSTALTUNGEN

Alle Veranstaltungen finden Sie unter www.oberzell.de/events

IMPRESSUM

Herausgeberin:

Kongregation der Dienerinnen der hl. Kindheit Jesu OSF, Kloster Oberzell 1, 97299 Zell am Main, Tel. 0931/4601-0, www.oberzell.de

Redaktion:

Sr. Dr. Katharina Ganz (verantw.), Anja Mayer, Monika Prestel

Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Herausgeberin.

Layout:

Monika Prestel

Bildnachweis:

Archiv Kloster Oberzell, Sr. Margit Herold, Anja Mayer, Momentschmiede Würzburg, Daniel Peter, Pexels, Monika Prestel, Julia Scharnagl, Dieter Stiller

Druck:

Benedict Press (EMAS zertifiziert)

Auflage:

3.500 Stück

Mit mineralölfreien Druckfarben umweltfreundlich und klimaneutral gedruckt nach RAL-DE-UZ 195 auf 100% Recyclingpapier, ausgezeichnet mit dem **Blauen Engel**.



natureOffice.com/DE-179-350914

A photograph of a person sitting on a bench in a park, framed by green foliage. The person is wearing a dark jacket and is looking towards the camera. The background is a blurred park scene with trees and a fence.

**„Haltet fest zusammen -
aufrichtig und wahrhaftig.“**

Antonia Werr